


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



H. Heine's

letzte Gedichte und Gedanken.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Supplementband.

Letzte Gedichte und Gedanken.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1869.

Letzte
Gedichte und Gedanken

von

Heinrich Heine.

Aus dem Nachlasse des Dichters
zum ersten Male veröffentlicht.

Il morto Enrico poetava ancora.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1869.

Inhalt.

II.

III.

IV.

Gedanken und Einfälle.

Vermischte Aufsätze und Briefe.

Vorwort des Herausgebers.

Zwischen dem Tode H. Heine's und der jetzt endlich ermöglichten Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses ist ein Zeitraum von mehr als dreizehn Jahren verflossen. Unter gewöhnlichen Umständen dürfte es kaum überraschen, wenn im Verlauf einer so langen Periode das Interesse des Publikums an den Werken eines Schriftstellers, der in so eminentem Grade ein Sohn seiner Zeit war, merklich erkaltet wäre. In Bezug auf H. Heine ist jedoch eher das Umgekehrte der Fall. Zur Zeit seines Hinscheidens war die Zahl seiner Freunde und Verehrer äußerst gering, Wenige folgten seinem Sarge, und selbst angesehene Journale empfanden nicht die Pflicht, einem Manne, der einer ganzen Literaturepoche den Stempel seines Genius aufgedrückt, mehr als einen dürren Nekrolog unter den Tagesnotizen zu widmen. Erst seit eine wohlgeordnete Gesammtausgabe seiner Werke einen bequemen Überblick seiner Leistungen gewährt,

und seit eine tiefer eindringende Kritik den bedeutsamen Zusammenhang seines Entwicklungsganges mit den bewegenden Ideen des Jahrhunderts in ein helleres Licht gestellt, ist die Popularität Heine's wieder in beständigem Wachsen begriffen. Wir glauben daher, daß sein schriftstellerischer Nachlaß heute eine gewogenere Aufnahme und eine unparteilichere Würdigung finden wird, als sie demselben zu Ende der fünfziger Jahre hätte prognosticiert werden dürfen. Zudem ist der innere Werth und Reichthum dieser posthumen Gabe wohlgeeignet, den Leser für ihr verzögertes Erscheinen hinreichend zu entschädigen. Die langerwarteten „Memoiren" sind freilich nicht dabei — sie befanden sich bis vor Kurzem in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, und wenn die seither nicht widerrufene Angabe der Tagesblätter sich bestätigt, wonach das kostbare Manuskript im vorigen Jahre durch Vermittlung des Fürsten Richard Metternich an die österreichische Regierung verkauft und in den Archiven der k. k. Hofbibliothek eingesargt worden ist, so dürfte dasselbe voraussichtlich noch lange, wo nicht für immer, der Kenntnis des Publikums entzogen bleiben, oder doch nur in sehr verstümmelter Gestalt dereinst an die Öffentlichkeit gelangen. Um so erfreulicher ist es, daß die Wittwe H. Heine's sich jetzt entschlossen hat, den gesammten übrigen literarischen Nachlaß des

Dichters in den Originalhandschriften der Verlagshandlung zu übermitteln, welche es für ihre Pflicht hielt, die Herausgabe dieses letzten Vermächtnisses eines der ausgezeichnetsten Geister unsres Jahrhunderts so viel wie irgend thunlich zu beschleunigen.

In der That tragen die von H. Heine hinterlassenen Arbeiten in Poesie und Prosa, mehr noch als der „Romancero“ und die „Vermischten Schriften,“ den Charakter eines literarischen Vermächtnisses. Der eifersüchtig über seinen Ruhm wachende Dichter hat auf seinem langjährigen Sterbelager zu wiederholten Malen eine genaue Durchsicht seiner ungedruckten Manuskripte vorgenommen, und als Opfer solcher Revisionen sind mancherlei Erzeugnisse seiner Muse, deren Veröffentlichung nach seinem Tode er zu verhindern wünschte, von ihm selbst schon bei Lebzeiten vernichtet worden. Es lässt sich also wohl annehmen, daß er, wenn auch nicht alle, so doch den weitaus größten Theil der bei seinem Tode vorgefundenen Papiere für jenen Nachlaßband bestimmt hatte, von welchem in seinen Briefen an Campe mehrfach die Rede ist, und für welchen er, unter der Voraussetzung, daß ihm selbst noch die Ordnung und Redaktion desselben möglich sein würde, gerne schon im Voraus das Honorar stipuliert hätte. Der Tod ereilte ihn, bevor er diese Arbeit begonnen, und fremde Hand muß nun ver-

suchen, in den bunt durch einander gewirrten Haufen von Manuskripten durch planmäßige Ordnung, so weit möglich, jenen geistigen Zusammenhang zu bringen, welcher den oft fragmentarischen Charakter des Einzelnen zwar nicht verdecken, aber doch den Genuß des Gebotenen dem Leser erhöhen und das Verständnis mancher zeitgeschichtlichen Anspielung erleichtern wird.

Über die äußere Gestalt der Heine'schen Manuskripte, deren Herausgabe mir anvertraut worden, sei zunächst bemerkt, daß denselben zahlreiche bereits in der Gesammtausgabe der Werke veröffentlichte Gedichte und Prosafragmente beilagen, zwischen denen sich hie und da einzelne noch ungedruckte Lieder, Verszeilen oder Witzeinfälle befanden. Von diesen glaubte ich bloße Varianten früher schon publicierter Gedichte oder Prosa-Arbeiten für jetzt nicht berücksichtigen zu sollen, während alles wesentlich Neue und Unbekannte sorglich an betreffender Stelle eingereiht worden ist. Das Datum der Entstehung seiner einzelnen Produktionen hat Heine niemals den Originalbrouillons beigefügt; doch ließ sich in den meisten Fällen schon aus dem jedesmaligen Charakter seiner Handschrift, die zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Zeit der Abfassung ermitteln. In der Jugend war seine Handschrift

regelmäßig, ziemlich groß und schön, eine deutliche, wohlausgebildete Kaufmannshand; in den dreißiger Jahren pflegte er seine Brouillons vorwiegend auf gelblichem Papier mit kleinen, kritzlichen Buchstaben zu schreiben; seit dem Beginn seiner Krankheit in der Mitte der vierziger Jahre bediente er sich meist eines bläulichen Papieres, und seine vormals so zierliche und feste Schrift trug bei zunehmender Erblindung, trotz der vergrößerten Buchstaben, ein unreinliches, verwaschenes Gepräge; in den fünfziger Jahren schrieb er nur noch, im Bette sitzend, mit Bleistift auf große milchweiße Blätter in Querfolio, mühsam mit der Linken das halbgeschlossene Augenlid empor ziehend, um die immer undeutlicher werdende, unregelmäßige Schrift zu lesen. Manche dieser Aufzeichnungen sind heute schon halb verwischt; doch ist es mir, bei meiner, durch vieljähriges Studium erworbenen, genauen Kenntnis der Heine'schen Handschrift, wenn auch oft erst nach langer vergeblicher Anstrengung, geglückt, mit Hilfe einer Lupe endlich noch jedes Wort dieser zitternden Krankenhand zu entziffern.

Schwieriger fast war oftmals die Enträthselung der flüchtigen Züge und seltsamen Abbreviaturen, mit welchen Heine in früheren Jahren seine witzigen Gedanken und Einfälle, wie die Stunde sie brachte, zu gelegentlicher Verwendung notierte, heute auf einem

abgerissenen Papierfetzen, morgen auf der Rückseite einer Visitenkarte oder eines Einladungsbilletts, ein andermal am Fuße eines Briefes oder auf dem leer gebliebenen Raume eines Gedichtbrouillons. Was er von diesen Bemerkungen später in der einen oder andern Gestalt benutzte, hab' ich in der Regel ausgeschieden, oder, falls ich die Mittheilung aus irgend einem Grunde für wünschenswerth hielt, mit einem Hinweis auf die betreffende Stelle der sämmtlichen Werke begleitet.

Bei Zusammenstellung der Gedichte ist durchschnittlich die chronologische Ordnung bewahrt worden. Doch habe ich mir in künstlerischem Interesse manche kleine Abweichung von derselben gestattet, worüber in wichtigeren Fällen die Anmerkungen Auskunft geben. Im Allgemeinen umfasst die erste Abtheilung Gedichte aus der Jugendzeit bis 1830; die zweite Lieder aus den dreißiger Jahren; die dritte meist politische Satiren aus der Mitte der vierziger Jahre; und die vierte fast ausnahmslos lyrische und epische Produktionen, welche seit dem Erscheinen des „Romancero“ entstanden sind. Wie schon der flüchtigste Überblick zeigt, ist jede Periode der poetischen Laufbahn Heine's durch seinen literarischen Nachlaß um werthvolle Zeugnisse bereichert worden, und wenn auch die Muthmaßung nahe liegt, daß die strenge

Selbstkritik des Verfassers an dem hypersentimentalen Ton einiger Lieder aus der ersten Jugendzeit später begründeten Anstoß nahm, vermag man doch bei der überraschenden Schönheit anderer schwer zu begreifen, was ihn zu so langer Zurückhaltung derselben bewog. Das hervorragendste Interesse gewähren auf jeden Fall die Gedichte aus seiner letzten Lebensperiode. Die heroische Obmacht des Geistes über den gebrochenen Leib zwingt uns staunende Bewunderung ab — hier wiederholt sich vor unseren Augen das Schauspiel des Prometheus, welcher, unbekümmert um den Geier, der ihm die Brust zerfleischt, den Göttern trotzt. Während sich in nicht wenigen dieser Produktionen, wie in dem unvergleichlich reinen und schönen Gedichte „Bimini", die schöpferische Gestaltungskraft Heine's auf den höchsten Gipfel der Kunst erhebt, und selbst den entsetzlichsten Jammer physischen Elends — wir verweisen nur auf den schmerzlichen Erinnerungstraum aus der Schenke von Godesberg — poetisch zu bewältigen weiß, steigert sich in anderen dieser Erzeugnisse der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endresultat seiner geistigen Entwicklung war, zu cynischer Wildheit, oder bisweilen gar zu so skurriler Obscönität, daß die Mittheilung einzelner solcher Krankheitsphantasien für jetzt unterbleiben musste. Wie furchtbar der Stachel jener nihilistischen

Weltanschauung sich zuletzt nicht gegen die romantischen Auswüchse allein, sondern gegen die Poesie selber kehrt, erhellt unter Anderm aus dem Nachworte zu einem dieser nicht zur Veröffentlichung geeigneten Gedichte, wo mit nacktem Hohne erklärt wird:

Wisst ihr doch, daß jede Kunst
Ist am End' ein blauer Dunst!

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingen Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame? — Firlefanz!
Hony soit qui mal y pense!

Zum Glück sind derartig grausame Selbstverhöhnungen der Poesie in der vorliegenden Sammlung doch nur selten, und ihr geller Verzweiflungsschrei wird durch die süß melodischen Weisen echter Kunst weit übertönt. Dazwischen klingeln die altbekannten

Graziosos des Heine'schen Humors lustig mit ihren Schellen; Maßmann und Venedey, Herwegh und Meyerbeer werden mit einer Lauge ätzenden Spottes überschüttet; die Berliner Weißbierphilister und hochmüthig von „Kanaille“ schwatzenden Gardeleutnants werden so wenig verschont wie die Geldsäcke der Hamburger Judenschaft; sogar die harmlosen Schwabendichter, welche Anno 1837 in corpore aus dem Musenalmanach desertierten, weil derselbe mit dem Porträt H. Heine's geschmückt war, müssen sich zur Strafe für diesen Frevel eine posthume Neckerei derbsten Kalibers gefallen lassen — es ist, wie Hektor Berlioz in einem ungedruckten Briefe sagt, als stünde der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beschauen und über sie zu spotten.

Bei der ungemeinen Sorgfalt, welche Heine auf die künstlerische Abrundung seiner Werke zu verwenden pflegte, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er bei längerem Leben manches Detail in sprachlicher wie in metrischer Hinsicht noch gefeilt und verbessert hätte. Schon in den mir vorliegenden Originalbrouillons ist, namentlich bei den Gedichten, kaum eine Zeile ohne Varianten und mehrmalige Änderungen geblieben, deren große Anzahl die Manuskripte oft noch unleserlicher macht.

Die hinterlassenen Prosa-Arbeiten Heine's sind, wie es im Voraus zu erwarten stand, großentheils fragmentarischer Natur; doch bieten die meisten derselben nicht unwichtige Ergänzungen zu seinen übrigen Schriften. Am glänzendsten offenbart sich hier der versatile Geist des Dichters in dem Brillantfeuerwerk von „Gedanken und Einfällen“, das den Hauptbestandtheil der zweiten Hälfte dieses Nachlaßbandes ausmacht. War es doch eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Heine'schen Genius, daß sich ihm jeder Gedanke unwillkürlich zum witzigen Impromtü gestaltete. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, diese vielen Hunderte von aphoristischen Bemerkungen über Kunst und Literatur, Religion und Philosophie, Staat und Gesellschaft, de omnibus rebus et quibusdam aliis, in so übersichtlicher Weise zu ordnen, daß die kaleidoskopisch bunten Fragmente sich jeden Augenblick gruppenförmig zu bestimmten Bildern zusammen schließen, aus denen sich, trotz der vielfach wechselnden Beleuchtung von Ernst und Scherz, die Weltanschauung des Dichters im Ganzen mit Klarheit erkennen läßt. Die meisten dieser Aufzeichnungen stammen aus den dreißiger und vierziger Jahren, äußerst wenige aus späterer Zeit.

Nicht minder werden die in wortgetreuer Übersetzung aus dem Französischen mitgetheilten Briefe

Heine's an seine Frau besonderes Interesse erregen. Zum ersten Mal erhalten wir hier einen authentischen Einblick in das idillysche Schäferspiel der Ehe des Dichters, über welche gewissenloses Zeitungsgeklätsch einst so viel' unglimpfliche und grundlose Verleumdungen in Umlauf gebracht. Jede Zeile dieses anmuthig kosenden Geplauders belehrt uns, daß Heine sich in der leidenschaftlichen, oft bis zu drolligster Eifersucht gesteigerten Liebe zu dem schlichten, weltunerfahrenen, grundgutmüthigen Naturkind Mathilde herzinnig beglückt fühlte. Wir sehen, wie er mit fast übertriebener Ängstlichkeit jedes unsaubere Element aus dem Kreise seiner stillbefriedeten Häuslichkeit zu verbannen sucht, wie er seiner Frau nicht minder bei seinen Hamburger Verwandten, als bei seinen Pariser Freunden, die schuldige Achtung zu verschaffen weiß, und wie er nach fast zehnjähriger Ehe, bei kurzer Abwesenheit von Paris, seiner „Nonotte" nahezu einen Tag um den andern, wie ein zärtlicher Bräutigam, die anmuthigsten Liebeserklärungen schreibt. Mit rührender Aufmerksamkeit bemüht er sich, sie in ihrer Strohwittwenschaft zu erheitern und von Allem, was sie interessieren kann, zu unterhalten, sie jeder Sorge zu überheben, ihr alle Furcht zu benehmen, daß eine Zeile ihres unorthographischen Gekritzels in fremde Hände gerathen möchte, und jeder flüchtige Gruß von ihr

versetzt ihn in jubelndes Entzücken. Der sehnsüchtige Wunsch Heine's, die Vermögensumstände seiner Frau noch über seinen Tod hinaus zu regulieren und ihr ein festes Jahreseinkommen zu sichern, spricht eben so beredt aus diesen Briefen, wie aus den herzbeweglichen Worten seines, vor Kurzem an anderer Stelle (H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 604 ff.) veröffentlichten Testamentes, welchem er zu Gunsten Mathildens später eine noch präcisere Fassung zu geben gedachte, — eine Absicht, die ihn noch in den letzten Lebensstunden beschäftigte, und deren volle Ausführung nur der Tod durchschnitt.

Hamburg, den 20. Oktober 1869.

Adolf Strodtmann.



Gedichte.

I.

Lieder.

1.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich.“

2.

Jegliche Gestalt bekleidend,
Bin ich stets in deiner Nähe.
Aber immer bin ich leidend,
Und du thust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten —.
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,
Und mit kindischem Behagen
Sie entblätterst und zerstückest —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen
Böse Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu stechen —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Hörst du nicht die Klagetöne
Selbst im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht seufz' ich und stöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

3.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüth,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was singst du so trüb und bang?"
Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing' ich schon Jahre lang!

Das sing' ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beschwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Lied gehört!

4.

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,
Und dacht' an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros',
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh'.
„Was ist so blaß dein Angesicht,
Heinrich, sag mir's, wo thut's dir weh?“

Sie schaut so sanft, und staunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge seh'.
„Was weinest du so bitterlich,
Heinrich, sag mir's, Wer thut dir weh?“

Sie schaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist du,
Und in der Brust da sitzt das Weh."

Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

5.

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesang hör' ich nicht klingen.

6.

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein,
Wir wollen schwatzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Lass' ich mich nicht mehr ein.

7.

Es fasst mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte wieder mit liebender Gluth
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es fasst mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte zum Streite mit hassender Wuth,
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoss und mein schönes Kind,
Sie müssen Beide erliegen.

8.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab' doch Nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geschwommen,
Und bin doch zu Nichts gekommen.

9.

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das ist dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,
Und willst nicht scheinen Mehr;
All' meine übrigen Freunde
Verstellen sich zu sehr.

10.

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unsereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine Mehr!

11.

Lieben und Hassen, Hassen und Lieben,
Ist Alles über mich hingegangen;
Doch blieb von Allem Nichts an mir hangen,
Ich bin der Allerselbe geblieben.

An J. B. Rousseau.

(Ins Stammbuch.)

Bang hat der Pfaff sich in der Kirch' verkrochen,
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thrönlein,
Auf seinem Kopfe wackelt schon sein Krönlein —
Denn Rousseau's Namen hab' ich ausgesprochen.

Doch wähne nicht, das Püpplein, womit pochen
Die Mystiker, sei Rousseau's Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rousseau's Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen.

Sei deines Namens werth, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf mit deutschem Sinne,
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder.

Glaube, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So hast du doch den Lorberkranz der Lieder.

Dresdener Poesie.

Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's giebt Taback- und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herrn und Fraun besetzt dasselbe,
So lesen vor, Gluth-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostiz — o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage steht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit schwärmt, Kind's Kindheit ist kindisch,
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt fürs Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Berlin.

Berlin! Berlin! du großes Jammerthal,
Bei dir ist Nichts zu finden, als lauter Angst und Qual.
Der Officier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer ist,
So ist eine große Hitz';
So müssen wir exercieren,
Daß uns der Buckel schwitzt.

Komm' ich auf Wachtparad'
Und thu' einen falschen Schritt,
So ruft der Adjutant:
„Den Kerl dort aus dem Glied!

„Die Tasche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geschlagen,
Daß er sich nicht mehr regt!“

Und wenn's dann Friede ist,
Die Kräfte sind dahin;
Die Gesundheit ist verloren,
Wo sollen wir denn nun hin?

Alsdann so wird es heißen:
Ein Vogel und kein Nest!
Nun, Bruder, häng den Schnappsack an,
Du bist Soldat gewest.

Erinnerung.

Was willst du traurig liebes Traumgebilde?
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du schaust mich an mit wehmuthvoller Milde;
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein kranker Mann jetzund, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt,
Mißmuth umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders war's, als ich dich einstens fand!

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Jagte ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerstampfen, und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegst viel Narrn und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land
Manch guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! Mit heimlich süßem Staunen
Erblickt' ich da die schwebende Gestalt,
Die sel'gen Augen und die sanften Braunen —
Es zog mich fort mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein —
Da dreht sich um die Holde, lächelt heiter,
Und schlüpft ins Haus — ich eile hintendrein.

Die Muhme nur war schlecht, und ihrem Geize
Opferte sie des Mädchens Blüthen hin;
Willig ergab das Kind mir seine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Musen,
Versteh' ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.
So, weiß ich, klopft kein einstudierter Busen,
Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! Schöner ist nicht gewesen
Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.
Vielleicht war sie das wunderschöne Wesen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn, und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweiflender Gebärde
Und aufgelöstem Haar, die Hände rang,
Und endlich nieder stürzte auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —
Und doch riß ich mich los — und hab' verloren
Mein armes Kind, und wieder sah ich's nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildnis
Des armen Kinds umschwebt mich, wo ich bin.
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildnis?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelsen, gleich einem schönen, weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend, und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Guitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinab steigen, so accompagniert sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, daß ich wär' das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —“

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde — Als er am selben Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

Zum Polterabend.

1.

Mit deinen großen, allwissenden Augen
Schaust du mich an, und du hast Recht:
Wie konnten wir zusammen taugen,
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,
Und Spottgeschenke bring' ich dar
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,
Und, ach! sogar aufrichtig war.

2.

O, du kanntest Koch und Küche,
Loch und Schliche, Thür und Thor!
Wo wir nur zusammen strebten,
Kamst du immer mir zuvor.

Jetzt heirathest du mein Mädchen,
Theurer Freund, Das wird zu toll —
Toller ist es nur, daß ich dir
Dazu gratulieren soll!

3.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!“
Also singt man tausendkehlig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, theurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit rothen Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater, mit den Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

4.

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumendecken, der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

5.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk,
Mit Jubel und Musicieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röselein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen —
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

An die Tochter der Geliebten.

Ich seh' dich an und glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Düfte stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Kousinenknospe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der Schar,
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' dich an und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, Das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein spielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschaun
Wie anmuthstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wänglein —
Doch leider! weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

II.

Die Flucht.

Die Meeresfluthen blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Kahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

„Du wirst ja blaß und blasser,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! dort rudert's im Wasser,
Mein Vater holt uns ein.““ —

„Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein.“ —
„„Geliebter! ich hör' ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.““ —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.““ —

„Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!“ —
„„Geliebter! der Tod muß süße
In deinen Armen sein.““

Lieder.

1.

Welch ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeschossnen Gliedern!
Auf dem schlanken Hälschen wiegt sich
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Ist das Antlitz, wo sich mischen
Wollustblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern
Hie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenstaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresfluth entstiegen,
Anmuthblühend, schönheitstrahlend,
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

2.

„Augen, sterblich schöne Sterne!“
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flickte;
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rothes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab' ich wieder denken müssen,
Als ich dich zuerst erblickte —
Doch nun muß ich dich auch küssen.

3.

Es erklingt wie Liebestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt;
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

4.

Was bedeuten gelbe Rosen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dabei erbosen.

5.

(Fragment.)

Besel'gend ist es, wenn die Knospe
Sich zitternd unserm Kuß erschließt;
Nicht mindre Lust gewährt die Blume,
Die blühend stolz in Duft zerfließt.

6.

Wir müssen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir schaun,
Daß sich die Herzen lieben
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie schüttelt das Köpfchen und flüstert:
„Gott weiß, für Wen es schlägt!“

7.

Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der Einen lauf' ich des Morgens,
Der Andern des Abends nach;
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab' zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die schöne Natur.

8.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,
Nichts ist mit dummen anzufangen;
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

Einem Abtrünnigen.

O des heilgen Jugendmuthes!
O, wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, Das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,
Sie kam mit sanftem Geflüster.
Da saß der arme Ulrich,
Die Kerzen, die brannten so düster.

Sie kos'te und sie scherzte,
Sie will ihn heiter machen . . .
„Mein Gott, wie bist du verändert,
Ich hör' dich nicht mehr lachen!"

Sie kos'te und sie scherzte,
Zu seinen Füßen gelagert . . .
„Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!"

Sie kos'te und sie scherzte,
Doch musste sie wieder stocken . . .
„Mein Gott, so grau wie Asche
Sind jetzo deine Locken!"

Da saß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen,
Er küßte sein böses Liebchen,
Doch hat er kein Wort gesprochen.

Kitty.

1.

Augen, die ich längst vergessen,
Wollen wieder mich verstricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens sanften Blicken.

Ihre Lippen küssen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich schwamm des Tags in Thorheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

2.

Mir redet ein die Eitelkeit,
Daß du mich heimlich liebest;
Doch klügre Einsicht flüstert mir,
Daß du nur Großmuth übest;

Daß du den Mann zu würd'gen strebst,
Den Andre unterschätzen,
Daß du mir doppelt gütig bist,
Weil Andre mich verletzen.

Du bist so hold, du bist so schön,
So tröstlich ist dein Kosen!
Die Worte klingen wie Musik,
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid versüßet.

3.

Es glänzt so schön die sinkende Sonne,
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendroth und deine Augen,
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

4.

Er ist so herzbeweglich,
Der Brief, den sie geschrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuyiere sich täglich,
Ihr sei die Brust beklommen —
„Du musst herüber kommen
Nach England, so bald als möglich."

5.

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemse.
Bald sind wir auf der Themse,
Bald sind wir im Regentsparke.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebstes Weibchen;
Es giebt kein weißeres Leibchen
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt sie den Wasserkessel
Und rückt an den Herd den Sessel;
Den Thee, den find' ich fertig.

6.

Das Glück, das gestern mich geküſſt,
Iſt heute ſchon zerronnen,
Und treue Liebe hab' ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat ſie mir mal ins Herz geſchaut,
Iſt ſie davon geflogen.

Die Eine lachte, eh' ſie ging,
Die Andre thät erblaſſen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor ſie mich verlaſſen.

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Todtenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

III.

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Todtenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Aufs Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmuth beseelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählet.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.

Stoßseufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöthen,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Fragment.

Die Eule studierte Pandekten,
Kanonisches Recht und die Glossa,
Und als sie kam nach Welschland,
Sie frug: „Wo liegt Canossa?"

Die alten, matten Raben
Sie ließen die Flügel hangen,
Sie sprachen: „Das alte Canossa
Ist längstens untergegangen.

„Wir möchten ein neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beste:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäste."

Varianten und Fragmente zum „Atta Troll“.

1.

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied, ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe.
Keinem Zeitbedürfnis dient es.

Sucht darin nicht die Vertretung
Hoher Vaterlandsintressen;
Diese wollen wir befördern,
Aber nur in guter Prosa.

Ja, in guter Prosa wollen
Wir das Joch der Knechtschaft brechen —
Doch in Versen, doch im Liede
Blüht uns längst die höchste Freiheit.

Hier im Reich der Poesie,
Hier bedarf es keiner Kämpfe,
Lasst uns hier den Thyrsus schwingen
Und das Haupt mit Rosen kränzen!

2.

Sternenfunkelnd liegt die Nacht
Auf den Bergen, wie ein Mantel
Von pechschwarzem Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

Es versteht sich, daß der Kürschner
Toll war, der den Hermelin
Pechschwarz färbte und mit goldnen
Statt mit schwarzen Schwänzchen spickte —

Häng dich, Freiligrath, daß du
Nicht ergrübelt hast das Gleichnis
Von dem schwarzen Hermelin,
Der gespickt mit goldnen Schwänzchen.

3.

In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geschöpf die Krippe
Und darin sein gutes Futter!

Abschied von Paris.

(Ursprüngliches Eingangskapitel des „Wintermärchens".)

Ade, Paris, du theure Stadt,
Wir müssen heute scheiden,
Ich lasse dich im Überfluß
Von Wonne und von Freuden.

Das deutsche Herz in meiner Brust
Ist plötzlich krank geworden,
Der einzige Arzt, der es heilen kann,
Der wohnt daheim im Norden.

Er wird es heilen in kurzer Frist,
Man rühmt seine großen Kuren;
Doch ich gestehe, mich schaudert schon
Vor seinen derben Mixturen.

Ade, du heitres Franzosenvolk,
Ihr meine lustigen Brüder,
Gar närrische Sehnsucht treibt mich fort,
Doch komm' ich in Kurzem wieder.

Denkt euch, mit Schmerzen sehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidschnucken der lüneburger Heid',
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich sehne mich nach Tabaksqualm,
Hofräthen und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutsch, Schwarzbrot, Grobheit sogar,
Nach blonden Predigerstöchtern.

Auch nach der Mutter sehne ich mich,
Ich will es offen gestehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau gesehen.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen,
Ich drücke dich so fest an mein Herz,
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.



Die Qual, die Angst, der Ungestüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutschen Boden stampfe.

Vor Ende des Jahres bin ich zurück
Aus Deutschland, und ich denke
Auch ganz genesen, ich kaufe dir dann
Die schönsten Neujahrsgeschenke.

Zur Notiz.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

Sonette.

1.

Gedanken, die wie Glieder einer Kette,
Der ein' des andern Sproß, zusammen hangen,
Die lassen oft mich nicht zum Schlaf gelangen,
Und seufzend, stöhnend wälz' ich mich im Bette.

Was ist es, das vom Denken mich errette?
Wie tödt' ich diese hundertköpf'gen Schlangen,
Die, neu sich stets erzeugend, mich umfangen? —
Ich fand es endlich aus: — ich mach' Sonette!

Schon Manchen haben sie in Schlaf gesenket,
Drum will ich jetzo ihre Kraft erproben,
Denn nicht darf's sein, daß man bei ihnen denket.

Und es gelingt! — schon winkt der Ruhe Hafen;
All' die Gedanken sind wie Spreu zerstoben,
Kaum fing ich an: — schon bin ich eingeschlafen.

2.

Was giebt es Süßres, als in Feld und Wiesen
Den Spuren der Geliebten nachzugehn,
Und all' die Freuden, durch *sie* doppelt schön,
Der Theuren nachempfindend zu genießen!? —

Da wo sie von dem Gras mit leichten Füßen
Den Thau gestreift, süßsinnend stillzustehn,
Die Bäum' und Blumen, die ihr Blick gesehn,
Als tiefbefreundet alle zu begrüßen! —

So, theurer Freund, hat jüngst es mich gefreuet,
Im „Werther" Ihre Spuren zu entdecken
Durch jene gelben schnupftabacknen Flecken;

Auch fand ich vielfach Schnupftaback verstreuet,
Vielleicht als Libation zu Goethe's Ehren,
Vielleicht als Streusand auf vergossne Zähren.

3.

Ich hatte ehmals eine alte Muhme,
Die jetzo todt bereits geraume Zeit.
(Sie lebt' und starb als unbefleckte Maid,
Zur Ehre Gottes und sich selbst zum Ruhme.)

Aus ihrem Nachlaß ward zum Eigenthume
Ein Sopha mir, das an Bequemlichkeit
Und Pracht von allen Sophas weit und breit
Ganz ohne Zweifel ist die Kron' und Blume.

Wie Vesta's Altar war es früher heilig;
Nur Flöhe mochten allenfalls und Fliegen
Auf ihm der Liebe pflegen nach Begehr.

Doch jetzo — wie verändert! wie abscheulich!
Da wo die alte Jungfer lag, da liegen
Anjetzo junge, und die sind's nicht mehr.

4.

Vergleichbar mag ich einem Mann mich achten:
Das ist der Sänger, den man Fraunlob nannte,
Weil immer nur für Frauen er entbrannte,
Ihr Lob als einz'gen Zweck schien zu betrachten.

Nie sang er Helden, nie den Ruhm der Schlachten,
Zu anderm Preis er nie die Saiten spannte,
Sein Lohn und Dank war dann der wohlbekannte:
Es waren Fraun, die ihn zu Grabe brachten.

So weih' auch ich mein Dasein ganz den Theuern,
All' meine Pflichten sind nur ihr Vergnügen,
Mein einz'ges Thun, denselben obzuliegen.

Wie Frauenlob, will ich nur sie stets feiern,
Und seinen Lohn werd' ich auch noch erringen:
— Sie werden's sein, die mich zu Grabe bringen!

Herakles Musagetes.

Der alte Linus und sein alt Gedudel
Mißfiel zuletzt dem jungen Gottessohn:
„Von Vater Teut, von Armin's Schwert und Thron,
„Von Vater Rheines vaterländ'schem Sprudel."

Noch mehr verdreußt ihn erst das Lobgehudel
Auf Hans den Dümmsten und auf Hansens Sohn;
Das Lied von Deutschheit klingt ihm nur wie Hohn,
Und Dombauverse schimpft er gar Gesudel.

„So hol' der Teufel doch die alte Leier!"
Entbrennt sein Grimm; „was soll der schale Klang?
Schweig endlich mit dem abgestandnen Sang!

„Sonst holt noch dich und dein Geplärr der Geier!"
Die Cither saust, des Greises Schädel bricht;
Und Linus leiert nie mehr ein Gedicht.

Die Lernäische Hyder.

1.

Neunköpfig zischte die geschwollne Schlange
Im unzugänglichen Lernäa-Sumpf;
Von Qualm und Moder war die Höhle dumpf,
Aus der hervor sie bricht zum Menschenfange.

Was hilft es, daß sein Schwert mit hellem Klange
Die Köpfe mäht? der scharfe Stahl wird stumpf;
Für einen treibt der Hälse blut'ger Rumpf
Zwei Köpfe aus im raschen Lebensdrange.

Wo nicht das Eisen hilft, da hilft die Flamme:
Herakles greift zum hellen Feuerbrand
Und brennt die Wunden zu mit rascher Hand;

Da stockt der Saft in dem versengtem Stamme;
Den letzten Kopf, der abgehaun noch lebt,
Tief in des Sumpfes Grund sein Schwert vergräbt.

2.

Wie? tauchen auf versunkne Wunderzeichen?
Graunvolle Märchen werden wieder wach!
Die Nacht erweckt, was längst begrub der Tag;
Vor der Verwesung muß das Leben weichen.

Im Moder lag bei längst vergessnen Leichen
Das müde Haupt; da regt es sich gemach,
Als wacht' es auf, und hebt sich nach und nach
Ans Sonnenlicht aus unterird'schen Reichen.

Am Haupte dehnt sich schon der Hals; es ringelt
Ein langer Leib sich aus dem Sumpf hervor
Und steigt im bunten Schuppenkleid empor.

Viel' Köpfe wachsen ihm, es zischt, es züngelt — — —
Der Drache ward lebendig; sei zur Hand,
Mein Held, mit deinem Schwert und Feuerbrand!

Testament.

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End'.
Nur wundre ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe,
Und dreimalhunderttausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rath
Mir immer rieth und nie was that,
Jetzt, als Vermächtnis, rath' ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb' ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen Beide darum losen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach' ich dem Censor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich ist Pumpernickel.

Die Thaten, die ich noch nicht gethan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Recept gegen Katzenjammer,
Vermach' ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütz, weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Pistolen, (doch nicht geladen,)
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem St—ß
Vermach' ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegentheil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüth, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und Dieses ist ein Kodicill:
Für den Fall, daß Keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

IV.

Bimini.

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
Zu der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlsten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, sah der Mensch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit selbst die tollsten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Oceanes
Blauen Fluthen ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschensorten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdessen unsre alte,
Unsre eigne alte Welt,
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Bertholt Schwarzes
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärt'gen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott selber
Abgefasst in zwei verschiednen
Himmelsprachen, und er schrieb sie,
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelruthe,
Fand Derselbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantastischen Gewächse,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Konjuwelen sind,

Jene seltnen Specereien,
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menschen oft genesen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem sie mischt die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem * * * Banat.

Als sich nun die Gartenpforte
India's erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündfluth von wollüstig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauschend, sinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitscht von Feuerbränden,
Flammenruthen, in der Menschen
Adern ras'te jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Losung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann sich Jeder leicht verschaffen
Alle irdischen Genüsse.

Gold war jetzt das erste Wort,
Das der Spanier sprach, beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erst nachher frug er nach Wasser.

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.

Bei dem Tempelsturm von Quito
Lopez Vacca stahl die Sonne,
Die zwölf Centner Goldes wog;
Doch dieselbe Nacht verlor er

Sie im Würfelspiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das ist Lopez, der die Sonne
Hat verspielt vor Sonnenaufgang.“

Hei! Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder,
(Ganz vollkommen ist kein Mensch.)
Doch sie thaten Wunderthaten,

Überflügelnd die Prouessen
Furchtbarlichster Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Radetzki.

In der Zeit des Wunderglaubens
Thaten auch die Menschen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.

Nur der Thor war damals Zweifler,
Die verständ'gen Leute glaubten;
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief sein Haupt der Weise.

Seltsam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beständig die Geschichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte,
Aber jahrelang vergebens
Aufgesucht die Wunderinsel
Seiner Sehnsucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbnen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmüthig;
Todte Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine kranken Glieder schüttelnd
Also heftig, daß die Näthe
Meiner Narrenjacke platzen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst —

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab' ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Rünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet Nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff;
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' ist der Witz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz-roth-gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Trikolore Barbarossa's,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend, mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillone,
Amoretten, die pausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmoquanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I.

Einsam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem stillen Wasserspiegel,
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Fluth sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen bauschen
Unter einem Rock von gelber
Elennshaut; von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutroth keck die Hahnenfedern.

Sie beschattten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkadentochter?

„Schlank und luftig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten seines Pferdes Hufschlag,
Und sie flogen rasch ans Fenster,
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter seinen Hunden,
Mit der Zung' am Gaumen schnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherröthend schöner Frauen.

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Moren war,
Und, als wären's Distelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angesicht des ganzen
Christenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterschlag ertheilet.

„An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes schönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen
Noch Gekose schöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre
Meiner ersten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernst
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Columbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreise.

„Treusam blieb ich ihm ergeben,
Diesem andern großen Christoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Wasser.

„Ich vergesse nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigsam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen seine Leiden.

„Als der Admiral zurück ging
Nach Hispanien, nahm ich Dienste
Bei Ojeda, und ich schiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh' bis zum Scheitel,
Keinen bessern zeigte weiland
König Artus' Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wollust
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein gift'ger Wurfspieß,
Nahm er stracks ein glühend rothes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt, aufs Gradewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

„Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt; von hundert
Zwanzig Mann schon [mehr als] achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Ojeda sprach uns Muth ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao — dieser Held,
Der so muthig wie Ojeda,
War kriegskund'ger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Großmuth wie die Sonne.

„Ihm verdankt die Krone Spaniens
Hundert Königthümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königthümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein hänfen Halsband,
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebastian's gehenkt.

„Kein so ritterlicher Degen,
Auch von gringerm Heldensinn,
Doch ein Feldherr sonder Gleichen,
War der Cortez, Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienste — die Strapazen
Fehlten nicht bei diesem Feldzug.

„Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab' ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab' ich endlich
Hier entdeckt die Insel Cuba,

„Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Castilien
Und Fernand von Arragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen:
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

„Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos,
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

„Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür,
Alle meine Perlensäcke,

„Alle meine Edelsteine,
All mein Gold, an hunderttausend
Pesos werth, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichthum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber Junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas'!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Thoren,
Der sich schamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt sein eitles Elend!

„Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüthe, dir gestehend,
Was ich nimmermehr gestände
Einem Heil'gen in dem Himmel —

„Diese Heil'gen sind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, bist ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlst du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet —

„Alle stehen kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

„Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit;
Während bei dem Einen Winter,
Ist es Frühling bei dem Andern,

„Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt,
Und mein Blut gefrieren macht —

„Sag der Sonne, daß sie wieder
Gluth in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen —

„Ihre Rosen, gieb sie wieder
Meinen Wangen, gieb das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau —
Gieb mir meine Jugend wieder!"

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach Solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daß die hellen Thränengüsse
Troffen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Festland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einst auf seinem Schiffe
Schläft er Nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenschlagbewegung,
Die so oft ihn eingeschläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läßt den Hamak schaukeln.

Dies Geschäft verichtet Kaka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während sie die luft'ge Wiege
Mit dem greisen Kinde schaukelt,
Lullt sie eine märchenhafte
Alte Weise ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singsang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die so flötend wie Gezwitscher
Eines Zeisigs? Und sie singt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fischchen Brididi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stängen.

„Auf der Insel Bimini
Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Im Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

„Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle;
Aus dem theuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

„So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ew'gen Jugendlande . . .

„Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!“

Also sang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede schlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume
Lallt er kindisch: „Bimini!“

III.

Heiter überstrahlt die Sonne
Golf und Strand der Insel Cuba:
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rothgeküßt vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,
Bunt geputzt wie eine Braut
Blüht und glüht die schöne Insel.

Auf dem Strande, farbenschillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom selben Pulsschlag.

Denn derselbe Trostgedanke
Hat sie Alle gleich ergriffen,
Gleich beseligt — Er bekundet
Sich im stillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die sich an den Krücken hinschleppt,
Und, den Rosenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoster murmelt —

Es bekundet sich derselbe
Trostgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kokettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuselnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Gesicht der steifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das sich menschlich heut entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiste Kapuziner
Streichelt froh sein Doppelkinn!

Selbst der Bischof, der gewöhnlich
Griesgram aussieht, wenn er Messe
Lesen soll, weil dann sein Frühstück
Ein'gen Aufschub leiden muß —

Selbst der Bischof schmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Nase, und im Festschmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt sind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heil'genbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Geräth, Goldflittern,
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Rhede schaukelnd,
Im Begriff ist abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüstet und bemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohlthäter —
Hofft doch Jeder, daß der Ritter
Bei der Rückkehr einst auf Cuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt —

Mancher schlückert schon im Geiste
Solche Labung, und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Rhede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Felucken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Castilien,
Arragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Guirlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hintertheil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulptiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirnissten Kouleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Eine stattliche Figura.

Ziegelroth ist das Gesichte,
Ziegelroth ist Hals und Busen,
Der aus grünem Mieder quillt;
Auch des Rockes Farb' ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz.
In der Hand hält sie ein Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie besteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißt

Jene Dame — ja, die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanitá,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamakschaukeldame,
Und Mundschenkin künft'ger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüssler Kanten,
Perlenschnüre, viele Dutzend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Rokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,
Hebet sich der Haarwulstkopfputz,
Der gespickt ist mit unzähl'gen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel passt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im Voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend,
Und sich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelschuhn mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbschnabel, und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachselt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und ertheilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten soll, im Augenblicke,
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenschüssen
Cuba salutieren sollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht sich
Auf dem Absatz wie ein Kreisel —
Bis zur Trunkenheit berauscht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß sie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singsangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Brididi,
Fliegt und schwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!“

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Thor, kein Faselante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Insel Bimini.

Ob der Existenz der Insel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singsang
War ihm Bürgschaft und Gewähr.

Mehr als andre Menschenkinder
Wundergläubig ist der Seemann;
Hat er doch vor Augen stets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauscht beständig
Die geheimnisvolle Meerfluth,
Deren Schoß entstiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel' Strapazen,
Ungemach und Drangsal ausstand —

Ach, anstatt von altem Siechthum
Zu genesen, ward der Ärmste
Heimgesucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebresten.

Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen
Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wunderthätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergisst
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirst du, was du je gelitten —

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini.

Warnung.

Verletze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürftig, fremd,
Um Hilfe bittend zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt;
Den strengen Blick, der dich verdammt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Duélle.

Zwei Ochsen disputierten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes,
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Esel genannt.
Da „Esel" ein Tusch ist bei den Ochsen,
So mussten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit
Geriethen auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes I-a ausstieß,
Und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wisst, ein Esel fühlt sich tuschiert,
Wenn man ihn „Ochse" tituliert.

Ein Zweikampf [folgte], die beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Podex,
Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle;
Es muß sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

Erlauschtes.

„O kluger Jekef, wie Viel hat dir
Der lange Christ gekostet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war schon ein bischen verrostet.

„Du zahltest sechzig tausend Mark?
Du zahltest vielleicht auch siebzig?
Ist nicht zu Viel für Christenfleisch —
Dein Töchterlein war so schnippsig.

„Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt so Viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab' für all' mein schönes Geld
Nur Schund, nur Schofel bekommen."

Der kluge Jekef lächelt so klug,
Und spricht wie Nathan der Weise:
„Du giebst zu Viel und zu rasch, mein Freund,
Und du verdirbst uns die Preise.

„Du hast nur dein Geschäft im Kopf,
Denkst nur an Eisenbahne;
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh'
Spazieren und brüte Plane.

„Wir überschätzen die Christen zu sehr,
Ihr Werth hat abgenommen;
Ich glaube, für hundert tausend Mark
Kannst du einen Papst bekommen.

„Ich hab' für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräut'gam im Petto,
Der ist Senator und misst sechs Fuß,
Hat keine Kousinen im Ghetto.

„Nur vierzig tausend Mark Kourant
Geb' ich für diesen Christen;
Die Hälfte der Summe zahl' ich komptant,
Den Rest verzinst in Fristen.

„Mein Sohn wird Bürgermeister einst,
Trotz seinem hohen Rücken;
Ich setz' es durch — der Wandrahm soll
Sich vor meinem Samen bücken.

„Mein Schwager,'der große Spitzbub', hat
Mir gestern zugeschworen:
„Du kluger Jekef, es geht an dir
Ein Talleyrand verloren.““

Das waren die Worte, die mir einst,
Als ich spazieren gegangen
Zu Hamburg auf dem Jungfernstieg,
Ans Ohr vorüber klangen.

Aus der Zopfzeit.

Fabel.

Zu Kassel waren zwei Ratten,
Die Nichts zu essen hatten.

Sie sahen sich lange hungrig an;
Die eine Ratte zu wispern begann:

„Ich weiß einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach' dabei;

„Sie trägt kurfürstliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der ist enorm;

„Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, Den schießt sie todt."

Die andere Ratte knistert
Mit ihren Zähnchen und wispert:

„Des Kurfürsten Durchlaucht sind gescheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

„Die Zeit der alten Katten,
Die lange Zöpfe hatten.

„Durch ihre Zöpfe die Katten
Wetteiferten mit den Ratten.

„Der Zopf ist aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur;

„Wir auserwählten Geschöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

„O Kurfürst, liebst du die Katten,
So liebst du auch die Ratten;

„Gewiß für uns dein Herze klopft,
Da wir schon von der Natur bezopft.

„O gieb, du edler Philozopf,
O gieb uns frei den Hirsetopf,

„O gieb uns frei den Topf mit Brei,
Und löse ab die Schildwach' dabei!

„Für solche Huld, für solchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb' und Treu'.

„Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab,

„Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorber sei ein Rattenschwanz!“

An Eduard G.

Du hast nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Excellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebresten,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern Alle,
Bist du der Atzung, k—st auch jedenfalls
Wie sie — deßhalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals!

Simplicissimus I.

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunst der Frauen.

Als ich dich sah zum ersten Mal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejischen Hände
Noch nicht Glacéhandschuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugest, war grün
Und zählte schon sehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachstelzenschwänze.

Du trugest ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte sich nicht dein Kinn so vornehm
In einer gestickten Atlaskravatte.

Die Stiefel sahen so ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs sie fabricieret;
Noch nicht mit gleißend französischem Firnis,
Sie waren mit deutschem Thran geschmieret.

Nach Bisam und Moschus rochest du nicht,
Am Halse hing noch keine Lorgnette,
Du hattest noch keine Weste von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugest dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneusten Mode
Von Schwäbisch-Hall — Und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hattest Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchsen Gedanken — aber jetzo
Ist kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorberkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist Das der Lebendige, der die Welt
Mit all' ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würsten
Verschlingen wollte, und in den Hades
Verwies den Pückler-Muskau, den Fürsten?

Ist Das der irrende Ritter, der einst,
Wie jener andre, der Manchaner,
Absagebriefe schrieb an Tyrannen,
Im Stile der keckſten Tertianer?

Ist Das der Generalissimus
Der deutschen Freiheit, der Gonfalonière
Der Emancipation, der hoch zu Rosse
Einher ritt vor seinem Freischarenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längst verschimmelt;
Begeistrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Extase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmuth des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschüttert hatten.

Sie sprach zu ihm: „Sei jetzt kein Has',
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

„Denk an die Noth des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöthen.
In Frankfurt lass' ich dich krönen, und Rothschild
Borgt dir wie andren Majestäten.

„Wie schön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatschreien,
Ich hör' es schon; ich seh' auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen streuen" —

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Giebt es, woran die Besten siechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

Die Schüsse knallen — der Held erblasst,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb — die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage — Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Loos!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie sich versteht,
Hatten die Esel die Majorität,
Und es wurde ein Esel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Esel bildete sich
Jetzt ein, daß er einem Löwen glich;
Er hing sich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe so laut.
Er pflegte Umgang nur mit Rossen —
Das hat die alten Esel verdrossen.
Bulldoggen und Wölfe waren sein Heer,
Drob murrten die Esel noch viel mehr.
Doch als er den Ochsen zum Kanzler erhoben,
Vor Wuth die Esel raſ'ten und schnoben.
Sie drohten sogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und stülpte die Kron'
Sich schnell aufs Haupt, und wickelte schnell
Sich in ein muthiges Löwenfell.

Dann ließ er vor seines Thrones Stufen
Die malkontenten Esel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, daß ich ein Esel sei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Leu;
Das sagt mir Jeder an meinem Hofe,
Von der Edeldam'e bis zur Zofe.
Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er spricht:
„Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel ist, ist deiner Seele
Die Großmuth des Löwen angeboren —
Es hat dein Herz keine langen Ohren!"
So singt er in seiner schönsten Strophe,
Die Jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die stolzesten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künste beschütz' ich; man muß gestehn,
Ich bin zugleich August und Mäcen.
Ich habe ein schönes Hoftheater;
Die Heldenrollen spielt ein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,
Und zwanzig Möpse bilden die Truppe.
Ich hab' eine Maler-Akademie

Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab' ich in Petto,
Den Rafael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagieren;
Er soll mich auch selber porträtieren.
Ich hab' eine Oper, ich hab' ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Gar allerliebste Vögel singen
Und höchst talentvolle Flöhe springen.
Kapellenmeister ist Meyer-Bär,
Der musikalische Millionär;
Jetzt schreibt der große Bären-Meyer
Ein Festspiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich selber übe die Tonkunst ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich schlage die Laute,
Und manches schöne Auge schaute
Sehnsüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenspiel.
Mit Freude wird einst die Königin
Entdecken, wie musikalisch ich bin!
Sie selbst ist eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinsten Blute.
Sie ist eine nahe Anverwandte
Von Don Quixote's Rosinante;
Ihr Stammbaum bezeugt, daß sie nicht minder

Verwandt mit dem Bayard der Heymonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen
Gar manchen Hengst, der unter den Fahnen
Gottfried's von Bouillon gewiehert hat,
Als Dieser erobert die heilige Stadt.
Vor Allem aber durch ihre Schöne
Glänzt sie! Wenn sie schüttelt die Mähne,
Und wenn sie schnaubt mit den rosigen Nüstern,
Jauchzt auf mein Herz, entzückt und lüstern —
Sie ist die Blume und Krone der Mähren,
Und wird mir einen Kronerben bescheren.
Ihr seht, verknüpft mit dieser Verbindung
Ist meiner Dynastie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klio's Annalen bestehn.
Die hohe Göttin wird von mir sagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Brust, daß ich weise und klug
Regiert, und auch die Laute schlug."

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ich werd' euch meine Gunst erhalten,
So lang' ihr derselben würdig seid.

Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit,
Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter gethan,
Die alten Esel! In Frost und Schwüle
Sie trugen geduldig die Säcke zur Mühle,
Wie ihnen gebot die Religion;
Sie wussten Nichts von Revolution —
Kein Murren entschlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen sie ruhig ihr friedliches Heu!
Die alte Zeit, sie ist vorbei.
Ihr neueren Esel seid Esel geblieben,
Doch ohne Bescheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Esel euch die Welt;
Ihr seid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demüthigen Eselei.
Steckt man euch Pfeffer in den St—ß,
Sogleich erhebt ihr des Eselgeschreis
Entsetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleischen
Die ganze Welt, und könnt nur kreischen.
Unsinniger Jähzorn, der Alles vergisst!
Ohnmächtige Wuth, die lächerlich ist!
Eur dummes Gebreie, es offenbart,

Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Arglist sogar
In der Eselshaut verborgen war."

Hier rülpste der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Daß ihr so schamlos widersinnig
Verunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselsstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwen-Ideen
Von meiner Politik verstehen.
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rath' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rath' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Raisonneure, die frechen Sünder,
Die lass' ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle kratzen.

Wird Einer gar von Aufruhr schwatzen,
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich lass' ihn henken ohne Gnade.
Das hab' ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen."

Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: „I-A! I-A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!"

Zur Teleologie.

(Fragment.)

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben;
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle;
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir lesen,
Wär ein Auge gnug gewesen.
Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen,
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott versah uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute thun —
(Ihren Namen auszusprechen,
Dürfen wir uns nicht erfrechen —
Hängen würden wir sie gern,
Doch sie sind so große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.)

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwätzt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppeltmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.

Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehn
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen, braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterstücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunst-Kolik
Und Hämorrhoidal-Musik
Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: „Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritisieren unsern Schöpfer,
Ach! Das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt' als der Töpfer!

Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, daß Etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur
Warum schuf er . . . . .

Guter Rath.

Gieb ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Thoren —
„Das sind ja meine langen Ohren!"
Ruft Jeder, „dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! I-A! I-A!" —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

Päan.

(Fragment.)

Streiche von der Stirn den Lorber,
Der zu lang herunter bammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe stammelt.

Ja, nur stammeln, stottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Dessen hoher Genius
Ist ein wahrer Kunstgenuß,
Dessen Ruhm ein Meisterstück ist,
Und kein Zufall, nicht ein Glück ist,
Das im Schlafe ohne Müh'
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Rotznas',
Dem Rossini oder Mozart.

Nein, der Meister, der uns theuer,
Unser lieber Beeren=Meyer,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf,
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wissenschaft,
Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste —
Und sein König, sein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämmtlicher Musikanstalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüstet, ...

die ich heute unterthänigst ehrfurchtsvoll in Anspruch nehme.

Der Wanzerich.

1.

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich,
Wie ein Rentier, und sprach: „Wer Geld hat,
Auch Ehr' und Ansehn in der Welt hat.
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön —
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;
Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und musste sich beständig kratzen."

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört;
Im heiteren Unmuth sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem A —,
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

2.

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Komponisten von schlechten Romanzen,
(Welche, wie Schlesinger's Uhr, nicht gehn,)
Allüberall im Bündnis stehn.
Da ist der Mozart der Krätze in Wien,
Die Perle ästhetischer Pfänderleiher,
Der intrigiert mit dem Lorber-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.
Da werden Artikelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Miten-Insekt,
Für bares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und katzenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.

Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du thun in solchen Nöthen?
Du musst die Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,
Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße.
Das Beste ist schweigen — Ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

Die Menge thut es.

„Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb' sie nunmehr für zwei Silbergroschen; die Menge thut es."

Nie löscht, als wär' sie gegossen in Bronce,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenz-Blatt
Der intelligenten Borussenhauptstadt.

Borussenhauptstadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grihn
Als wie die Beeme deiner Linden —
Leiden sie immer noch an Winden?
Wie geht's dem Thiergarten? Giebt's dort noch ein
Thier,
Das ruhig trinkt sein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Borussenhauptstadt, Berlin, was machst du?
Ob welchem Eckensteher lachst du?
Zu meiner Zeit gab's noch keine Nante:
Es haben damals nur gewitzelt
Der Herr Wisotzki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne sitzelt.
Es ist ihm seitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hangen.
Ich habe ein Faible für diesen König;
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.
Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungethüm;
Aus diesem Grund protegiert auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer.
Der König bekam von ihm kein Geld,
Wie fälschlich behauptet die böse Welt.
Man lügt so viel! Auch keinen Dreier
Kostet der König dem Beerenmeyer.
Derselbe dirigiert für ihn
Die große Oper zu Berlin,
Und doch auch er, der edle Mensch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das ist gewiß,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk' ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die rothen Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren —
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensöhne.
Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon —
Ich weiß es nicht — ihr dürft's mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.
Auch Lott' ist todt! Die Sterbestunde,
Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft,
Und gern zu einem römischen Knechte
Den deutschen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Nas',
Hat Maßmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verreckt — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,

Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweisen, daß rohe Kraft
Und Flegelthum noch nicht erschlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!
Die ungewaschnen germanischen Hände,
Sie schlugen so gründlich, Das nahm kein Ende,
Zumal in den St—ß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht versagen
All' meine Bewundrung; wie kannst du ertragen
So viele Prügel? du bist ein Brutus!
Doch Maßmann sprach: „Die Menge thut es.“

Und apropos: wie sind gerathen
In diesem Jahr die Teltower Rüben
Und sauren Gurken in meiner lieben
Borussenstadt? Und die Literaten,
Befinden sie sich noch frisch und munter?
Und ist immer noch kein Genie darunter?

Jedoch, wozu ein Genie? wir laben
Uns besser an frommen, bescheidenen Gaben,
Auch sittliche Menschen haben ihr Gutes —
Zwölf machen ein Dutzend — die Menge thut es.

Und wie geht's in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben Sie noch ihre Arroganz
Und ihre ungeschnürte Taille?
Schwadronieren sie noch von Kanaille?
Ich rathe euch, nehmt euch in Acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Thor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt' euch auf einmal zum Thor hinaus
schmeißen,
Euch Alle, mitsammt dem Prinzen von Preußen —

Die Menge thut es.

Antwort.

(Fragment.)

Es ist der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magst du dich weidlich irren;
Das sind nicht Düfte von Muskat und Myrrhen,
Die jüngst aus Deutschland mir verletzend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
So lang' noch Säbel tragen unsre Sbirren;
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten —

. . . .

1649 — 1793 — ????

Die Britten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben Diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer erging's der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d' Atour
Ein Sansculotte mit ihr fuhr.
Die Wittwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Britten sind von Natur
Ganz ohne Gemüth; Gemüth hat nur
Der Deutsche, er wird gemüthlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und unterthänigst guillotiniert.

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel' tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seeen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die todten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel' Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Zum „Lazarus“.

1.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Kontouren.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele,
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirth! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendroth, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammen gekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und roth
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Er zuckt die Achsel und seufzt: „O Narr!“
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör'
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — ein Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

2.

Wenn sich die Blutegel vollgesogen,
Man streut auf ihren Rücken bloß
Ein bischen Salz, und sie fallen ab —
Doch dich, mein Freund, wie werd' ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find' ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebreich ausgesaugt
Den letzten Tropfen Rückgratschmalz.

Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor,
Die Wänglein sind roth, das Bäuchlein ist fett.

O Gott, schick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoß —
Nur diesen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langsam saugt — wie werd' ich ihn los?

3.

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel' Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spatzen
Einschüchtern von Teufelsfratzen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entsagungslied:

Die Kirschen sind von außen roth,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Giebt's Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist —
Nach diesen sehnet ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ew'ge Vergnügen;
Hier unten ist Alles Sünd' und Leid
Und saure Kirsche und Bitterkeit.

4.

Geleert hab' ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert;
Das ist ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognakpunsch.

Da lob' ich mir die laue Wärme
Der Freundschaft; jedes Seelenweh
Stillt sie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Tasse Thee.

5.

Die Liebesgluthen, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

6.

Es geht am End', es ist kein Zweifel,
Der Liebe Gluth, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die bessre Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Mensch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er speist vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

7.

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirst du deiner fetten Hanne,
Und du liebst jetzt jene spinnig
Dürre, magre Marianne!

Läßt man sich vom Fleische locken,
Das ist immer noch verzeihlich;
Aber Buhlschaft mit den Knochen,
Diese Sünde ist abscheulich!

Das ist Satan's böse Tücke,
Er verwirret unsre Sinne:
Wir verlassen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

8.

Glaube nicht, daß ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist zu verzeihen.

Deine Nücken, deine Tücken
Hab' ich freilich still ertragen.
Andre Leut' an meinem Platze
Hätten längst dich todt geschlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich schlepp' es!
Wirst mich stets geduldig finden —
Wisse, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du bist mein Fegefeuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen
Wird geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen.

9.

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wusst' ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir spucken ins Gesicht.

10.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Tausend Jahre brat' ich schon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Und der Satan kommt am End',
Frißt mich auf mit Haut und Haar.

11.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewusstsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misère.

12.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deßhalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

13.

Für eine Grille — keckes Wagen! —
Hab' ich das Leben eingesetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: „Minschenwille
Ist Minschen-Himmelryk" — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Verwirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist:
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zusammen,
Hier giebt es weder Raum noch Zeit.

14.

Mittelalterliche Roheit
Weicht dem Aufschwung schöner Künste:
Instrument moderner Bildung
Ist vorzüglich das Klavier.

Auch die Eisenbahnen wirken
Heilsam aufs Familienleben,
Sintemal sie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippschaft.

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

15.

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk' ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Räthsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig' ich selbst zur Hölle,
Daß ich alldort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trotz' ich der Unterwelt und ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenpfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

16.

Sie küssten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Reben,
Und haben mich dabei mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
Bescheinigt steht — deßhalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

17.

Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!

Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft. Da hab' ich Ruh'.
Doch du, doch du, Maria, du
Wirst weinen oft und mein gedenken.

Du ringst sogar die schönen Hände —
O tröste dich — Das ist das Loos,
Das Menschenloos: — was gut und groß
Und schön, Das nimmt ein schlechtes Ende.

Der Scheidende.

Erstorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigne wie für fremde Noth —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutsches Publikum.
Die guten Leutchen sind nicht dumm;
Das speist jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt sein Schöppchen, singt und lacht —
Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland sprach im Buch Homeros:
Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er,
Als ich, der Pelide, der todte Held,
Der Schattenfürst in der Unterwelt.

Gedanken und Einfälle.

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt er mich die Freude

erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. So lange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für seine Maitresse kühler wird, sobald man bei der

Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen, und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus; denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Nothwendigkeit des Deismus. — ER und Ludwig Philipp, Beide sind nothwendig — ER ist der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesät, ein geistiger entsprosst), — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat Nichts manifestiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Sürprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succeß des Christenthums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald

derselben, und disciplinierte sie, durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christenthums mussten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidenthums (der Inder, Perser) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei Jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christenthum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — Die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freude hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewusstsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt, selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wusste die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Dies Mausoleum des Katholicismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (Ironisch droben die Uhr) — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie

Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen auszog, und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seïden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer

Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Christlichwerdung Europas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) Nichts anders als altorientalische Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen nnd Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe

es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten, und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild ras'ten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte:

„Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er musste sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillett zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Muttergottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater, aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen —

aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer, als die Christen.

*

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mussten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie Viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt En-

fantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfasst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christenthum ist auf denselben Punkt gelangt, Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christenthum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann,

weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser, als ein Sehender — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht

dem lieben Gott auf die Finger, und Dieser will nicht mit Bosko rivalisieren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehova zürnt uns, aber er schickt einen Retter.“ Bei den Mahomedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, wehmüthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachtwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Alterthum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet ꝛc. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr' warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin, glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und

die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; Das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakspeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer Dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakspeare's große Zeh enthält mehr

Poesie, als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinn, als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfasst, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christenthum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gothische ist Nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gothischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebekunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küsst Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen Alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael,

Mozart, Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philarète Chasles ordnet als Literarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik]), sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassificieren — wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch

klassificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethe's Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist eben so widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrigte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf gethürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhland'schen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpeviser" sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth grassiert so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß

man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Diesen schwerer sein, weil Diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet, und nicht nach Dichterlaune in bestimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts“, benutzt die „Sakontala.“

*

Wie überhaupt Jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes, als der Andre. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um Dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand,

den körperlichen Sinn kann Jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala."

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf

verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungs-
gestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, iß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deßhalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei es erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Anderer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivelliert, macadamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

*

Demokratische Wuth gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Ungar Niembsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur Diesem gebührt der Ruhm, und es ist lächerlich, wenn Jene sich Etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Er ist unser großer Historiker, wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Aus-

lande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflang-weilig, — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Ranke ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm, Das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Dessen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen deines deutschen Vaterlands, die du fegst.

*

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß Dieser Latein verstand — Venedey aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Unsre Fürsten haben gewiß eben so guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu suchen — denn Diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italiänischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche,

daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine

eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs — So errathe ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath.

Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor Allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung

und Erinnerung sind ihr hauptsächlicher Inhalt. Mit diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen, zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) parti-

cipiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht“ uns zusammen geträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland“, und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher

sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums; faktisch sind wir also sprach-arm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und Das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzien der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapoli-

tanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilie, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Villemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms: sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten

beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so Viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Ge-

sehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

*

Rossini's „Othello“ ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen

schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: Schnitte man Herrn * * den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakspeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Producieren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakspeare nicht allein seine Tragödien ge-

liefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins rc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannöverischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man

muß die Deutschen von innen befreien., von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H . . . . . n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge, der viel' natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens Alle, die im Adreßbuch stehen, und zweitens Alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie,

flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit, und schaden mir mehr, als sie nutzen."

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen, — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschild's besteht aus Allen, die Nichts haben; sie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse Derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschild's Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen will; Dieser schickt ihm seinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!"

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die mageren, nach den mageren gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im

Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein! Wenn das Blut im Schnee rinnt . . . .

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Association der Ideen, in dem Sinne wie Association in der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirthschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisiert sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn wachsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grève-

platze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daß das adlige Blut nicht schöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem praktischen Experimente zum Beweis der idealen Thorie.

*

Vision.

Der Platz Ludwig's XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!" und geht seufzend fort — Höflinge versuchen das todte Haupt fest zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man

die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Koth auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehn-

jährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie Dieser sein Volk durch die Wüste herum zieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandlende Elegie, un ésprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und Der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington,

ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als Dieser aber Dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Claurens, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein

Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der Andre ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen,

suchen sie herabzudrücken, demüthigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämmtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegentheil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöthen auf dieser Erde interessiert und alle menschenthümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt, — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachreist, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat. Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er Diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbei geführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deßhalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sich nicht lange halten. . . Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraus sehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervor bricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät,

wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regimentes in derselben Weise, wie jene greisen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen . . .

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!
(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der

vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mussten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsteres Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegen gesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Succeß vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, Keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche, oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser, als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort koncentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die

Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deßhalb immer so stark, und ist Einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im

Bewusstsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persifflage verachten. (Der Marquis verstand Das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem; auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolas. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolas ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständigste Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den andern Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die advocierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der

eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau

zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode," sagt Solon, „ist Niemand glücklich zu schätzen" — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist Niemand als Charakter zu preisen. Herr * * ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der ** kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichthum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Flies und vom Niblungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Ge-

horsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervor steigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassekuriert.

*

„Gebt Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!" — Aber Das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu lesen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man

sich, man sollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge ** heirathet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder chokiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig.“

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war **

zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!

Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch recensierend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch, und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben, und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch

Eiapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt“.

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!“ ruf' ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!" — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran . . . .

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln ist wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfing sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume — eine tiefsinnige Stimme.

*

Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele.“

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man, daß er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbritte.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt worden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

Vermischte Aufsätze und Briefe.

Albert Methfessel.

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Kom-

ponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur den Generalbaß studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen kolossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossini'sche Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Nachträge zu den „Reisebildern“.

(H. Heine's sämmtliche Werke, Band II, S. 88 und 89.)

Die Kleine mochte wohl bemerkt haben, daß ich, während sie sang und spielte, mehrmals nach ihrer Rose hingesehen, und sie lächelte mit schlauem Blick, als ich hernach ein nicht allzu kleines Geldstück auf den zinnernen Teller warf, womit sie ihr Honorar einsammelte.

Die Nacht war unterdessen herein gebrochen, und das Dunkel brachte Einheit in meine Gefühle. Die Straße wurde leer, und der Himmel füllte sich mit Sternen. Diese blickten herab so duftig, so keusch, so rein, daß mir selbst zu Muthe wurde wie einem reinen Stern. Da nahte sich mir unversehens die kleine Harfenistin, und halb schüchtern, halb keck frug sie: ob ich ihre Rose haben wolle.

Ich war gestimmt wie ein reiner Stern, und ich antwortete Nein. Die Rose aber wurde bleich, das Mädchen erröthete, aus der Harfe erklang ein leiser, ein einzelner Ton, so schmerzlich wie aus der Tiefe

einer todwunden Seele — und ich hatte schon einmal diesen Ton gehört, eben so vorwurfsvoll. Eine traurige Erinnerung überschauerte mich plötzlich. Es war wieder die dämmernd braune Stube, die Lampe flimmerte wieder so ängstlich, ich hob die blau gestreifte Gardine von dem stillen Bette, küsste die Lippen der todten Maria, und aus ihrem Winkel ertönte von selbst die verlassene Harfe, und es war derselbe Ton —

Erschrocken sprach ich zu der kleinen Harfenistin: Na, na! liebes Kind, gieb mir deine Rose. Wenn sie auch schon zur Welklichkeit übergegangen und nicht mehr ganz so frisch duftet, und wenn auch eine Rose ohne Duft einem Weibe ohne Keuschheit zu vergleichen ist, so hat Das doch Nichts zu sagen bei einem Manne, der schon seit Jahren den Stockschnupfen hat.

Da lachte die Kleine und gab mir ihre Rose, und Das geschah auf der Straße zu Trient, vor der Bottega, der Albergo della Grande Europa gegenüber, im Angesicht von vielen tausend entdeckten und noch mehreren unentdeckten Sternen, die mir alle bezeugen müssen, daß die Geschichte nicht auf meinem Zimmer passiert und keine Allegorie ist.

Ja, denk dir nichts Böses, theurer Leser — die Sterne sahen so hell und keusch vom Himmel herab, und schienen mir so tief ins Herz. Im Herzen selbst

aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich hatte lange nicht an sie gedacht, und jetzt in Trient, wo ich eben den Fuß auf italiänischen Boden gesetzt, tauchte ihr Bild, mit wundersamem Schauer, in meiner Seele wieder hervor, und es war mir, als träte sie leibhaftig vor mich hin und spräche: „Warum haben Sie mich nicht mitgenommen nach Italien, wie Sie mir einst versprachen?“ — Liebes Kind, Sie sind ja todt, sprach ich träumend. — „Süßer Freund, das bischen Todtsein hat ja Nichts zu bedeuten.“ — Aber wie kommen Sie hierher? Ich glaubte erst nach vielen Millionen Jahren das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu sehen. Oder sind diese vielen Jahre schon verflossen? Gott, wie vergeht die Zeit! —

Ach nein, lieber Leser, es war nicht Maria selber, die im Dome gebeichtet; ich bin nicht so abergläubisch, als daß ich glauben könnte, die Todten stiegen aus den Gräbern, um die letzten geringen Liebessünden, die sie nicht einmal selbst verschuldet, abzubeichten. Auf jeden Fall aber ist es sonderbar, daß deutsche Liebe selbst dem vernünftigsten Menschen bis in Italien nachspukt, und daß ich eben, lieber Leser, gleich bei meiner Ankunft im warmen, blühenden Italien dir eine Geschichte erzählen muß, die an einem deutschen Winterabend passiert, wo kalter Nordwind im Schornstein pfiff und Schneegestöber an die Fenster

schlug. Aber das Gemach, worin die Geschichte passiert und worin ich mich allein mit Maria befand, ach! da war es duftig warm, der Kamin flackerte traulich, dämmernde Blumenköpfe ragten aus blanken Vasen, nickende Heiligenbilder bedeckten die Wände, Maria aber saß am Flügel und spielte eine altitaliänische Melodie. Ihr Haupt war niedergebeugt, das Licht, das vor ihr stand, warf einen gar süßen Schein auf ihre kleine Hand, und ich stand ihr gegenüber, betrachtete die bewegte Hand, jedes Grübchen, jedes Geäder der Hand — Unterdessen zogen die Töne so warm und innig in mein Herz, ich stand und träumte einen Traum von unaussprechlicher Seligkeit, die Töne wurden immer siegend gewaltiger, dann und wann wieder hinab schmelzend in besiegter Hingebung, ich starb, ich lebte und starb wieder, Ewigkeiten rauschten vorüber, und als ich erwachte, stand sie milde vor mir und bat mich mit schauernder Stimme, daß ich ihr die Ringe, die sie wegen des Klavierspielens abgelegt hatte, wieder an die Finger stecken möchte. Ich that es, und sagte ihr ein Denkwort bei jedem Ring. Bei dem Rubinenring sagte ich: Lieben Sie mich nur unbedingt; bei dem Saphir sagte ich: Sein Sie mir nur immer treu; bei dem Diamanten sagte ich: Sein Sie nur immer rein wie jetzt, und endlich drückte ich die ganze Hand an meine Lippen und

sprach: Maria, warum sind Sie mir gestern im Koncerte beständig ausgewichen, und haben nie nach mir hingesehen? Und sie antwortete mit weicher Stimme: „Lasst uns gute Freunde sein.“

Was ich dir aber, lieber Leser, hier erzählt, Das ist kein Ereignis von gestern und vorgestern, und Jahrtausende, viele tausend Jahrtausende werden dahin rollen, ehe sie ihren Schluß erhalten, einen gewiß guten Schluß! Denn wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit, die faßlichen Körper, sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Theilchen zerstieben, doch diese Theilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestaltungen, die sich gottselbst aus ihnen hervor bilden; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingeht, so müssen doch, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungspiels, alle Gestaltungen, die auf dieser Erde schon gewesen sind, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, verderben, vor wie nach — Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird ganz wie ich, und ein Weib geboren wird ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Thorheit enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sie sich Beide begegnen, und sich lang betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die

Hand reichen und mit weicher Stimme sprechen: „Lasst uns gute Freunde sein.“

Aber ach! es geht doch dabei viel Zeit verloren, dacht' ich schon damals, als ich vor dem Bette stand, worauf die todte Maria lag, der schöne, blasse Leib, die sanften, stillen Lippen. Ich bat die alte Frau, die bei der Leiche wachen sollte, sich im Nebenzimmer schlafen zu legen, und mir unterdessen ihr Amt zu überlassen; denn es war schon über Mitternacht, und so eine alte Frau mit rothen Augenlidern bedarf der Ruhe. Ich weiß nicht, was der Seitenblick bedeutete, den sie mir zuwarf, als sie zur Thür hinaus ging; aber ich erschrak darob im tiefsten Herzen. Die kleine Flamme der Lampe zitterte, die Nachtviolen, die auf dem Tische im Glase standen, dufteten immer ängstlicher —

Ich muß mich heut durchaus dazu bequemen, ein Materialist zu sein; denn sollte ich anfangen zu denken, daß die Todten nicht so viel' Millionen Jahre nöthig haben, ehe sie wieder kommen können, und daß sie uns schon in diesem Leben nachreisen, und daß es wirklich die todte Maria war, die im Dome zu Trient die letzte Sünde gebeichtet — Genug davon! ich will ein neu Kapitel anfangen und dir erzählen, was ich noch außerdem in Trient geträumt habe.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 53.)

Ich liebe keine Republiken — (ich habe einige Zeit in Hamburg, Bremen und Frankfurt gelebt) — ich liebe das Königthum — (ich habe Ludwig von Baiern gesehen) — außerdem werde ich als Poet eher bestochen von Thaten der Treue, als von Thaten der Freiheit, die minder poetisch sind, da jene im dämmernden Gemüthe, diese im mathematisch lichten Gedanken ihre Wurzel haben. Dennoch liebe ich die Schweizer mehr, als die Tyroler. Jene fühlen mehr die Würde der Persönlichkeit.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 372.)

Ich weiß nicht, aber mich dünkt: wenn Despotismus und Sklaverei zusammen kommen, so hört man deutsche Worte und sieht man deutsche Geduld. Diese Geduld ist wohl Ursache, daß durch deutsche Soldaten immer am meisten ausgerichtet worden; die Italiäner sind gewiß eben so stark und muthig wie die Östreicher, werden aber jeder Zeit von Diesen unterjocht werden. Denn nicht der Muth, sondern die Geduld regiert die Welt.

(H. Heine's Werke, Band II, Seite 375, und Band XII, Seite 165 und 166.)

Wenn die Könige aus Faulheit oder durch anderweitige Beschäftigungen, Jagd, Maitressen, Kongresse,

Bälle, Paraden und Dergleichen, lange nicht regiert haben, und plötzlich in der Angst vor den Demagogen wieder geschwind die Königsuniform anziehen und zum Regierprügel greifen, dann wollen sie in der geschwindesten Geschwindigkeit Alles wieder einholen, und sie strengen sich dann aus Leibeskräften an, und nehmen sich noch obendrein einige geübte Scharfrichter und dergleichen Expedienten zu Gehilfen, und es wird dann drauf los regiert, daß Einem angst und bange wird. So machte es auch der König von Sardinien, und diejenigen Demagogen, die nicht geköpft wurden, schickte er auf die Galeren; ich sah deren einige im Hafen von Genua, und ich lobte in meinem Herzen Gott, meinen Schöpfer, und die noch gnädigere preußische Regierung. Ach, in meinem Herzen musste ich gestehen, unsre deutschen Demagogen verdienten weit eher die Galere, als die italiänischen, und zwar wegen ihrer Dummheit und Pedanterei. Die Italiäner wussten, was sie wollten, und wollten etwas Ausführbares und Gerechtes. Sie wollten jene Ideen realisieren, die von den weisesten Menschen dieser Erde als wahr befunden worden, und wofür die besten geblutet. Sie wollten Gleichheit der Rechte aller Menschen auf dieser Erde, keinen bevorrechteten Stand, keinen bevorrechteten Glauben, und keinen König des Adels, keinen König der Pfaffen, nur einen

König des Volks. Zu einer Zeit, wo fast alle Nationalitäten aufhören, wo es keine Nationen mehr giebt in Europa, sondern nur Parteien, und wo diese große Wahrheit nirgends tiefer verstanden wird, als in dem vielseitigen, kosmopolitischen Deutschland, in dem Lande, das die Humanität am ersten und tiefsten gefühlt hat, just da entstand eine schwarze Sekte, die von Deutschheit, Volksthum und Ureichelfraßthum die närrischsten Träume ausheckte und durch noch närrischere Mittel auszuführen dachte. Sie waren nicht unwissend, denn sie hatten Alles gelesen. Sie waren vielseitig in der Beschränktheit. Sie waren durchaus keine französisch oberflächliche Demagogen. Sie waren gründlich, kritisch, historisch — sie konnten genau den Abstammungsgrad bestimmen, der dazu gehörte, um bei der neuen Ordnung der Dinge aus dem Weg geräumt zu werden; nur waren sie nicht einig über die Hinrichtungsmethode, indem die Einen meinten, das Schwert sei das Altdeutscheste, die Andern hingegen behaupteten, die Guillotine könne man immerhin anwenden, da sie eine deutsche Erfindung sei und sonst „die welsche Falle“ geheißen habe. Nichts war abgeschmackter als ihre blutdürstige Pedanterei, ich hörte sie einst disputieren, ob ein gewisser deutscher Gelehrter, der mal gegen Fries, den feinen Anstifter des Kotzebue'schen Meuchelmords, etwas

Hartes geschrieben, ebenfalls auf die Proskriptionsliste gesetzt werden müsse, und das Resultat war, daß man den Mann durchaus nicht köpfen oder welschfallen dürfe, ehe der letzte Theil seines großen philosophischen Werks herausgekommen sei, da man dann erst sein ganzes System systematisch beurtheilen könne.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 150.)

Auch die politische Reformation, die französische Revolution, hat ihre Bilderstürmer gehabt, und nicht ohne Unmuth sieht der Reisende jene zerbrochenen Kunstwerke, die nicht so leicht wie das alte System restauriert werden können, und vielleicht mehr werth waren als dieses. Nicht bloß die adligen Wappen, sondern auch die Statuen der Ahnen wurden zertrümmert, marmorne Meisterbilder wurden ironisch verstümmelt, und die heiligsten Gemälde wurden mit frechem Pinsel geschändet. Diese Greul findet man auch im nördlichen Italien, absonderlich in Genua. Im Rathssaal des herzoglichen Palastes hat der Pöbel am sündbarsten gewirthschaftet, und fragt man jetzt nach jenen Standbildern der Dogen, die einst in langer Reihe dort ernsthaft gewaltig den Reisenden anblickten, so zuckt man die Achsel und gesteht, daß sie ein Opfer der Zeit geworden.

Ich kann es daher dem bairischen Adel nicht verdenken, wenn ihn die Fortschritte demokratischer Gesinnung so gewaltig beunruhigen. Ihre großen Stimmführer hätten Recht, wenn sie ihre geheimsten Besorgnisse ganz laut aussprächen. Sie zittern für ihre Kunstschätze, für ihre Gemäldegalerien, für ihre Bibliotheken, für all' jene Meisterwerke, die sie, eben so wie ihre italiänischen Kollegen, durch ihren gebildeten Sinn befördert und gesammelt, und die bürgerliches Gesindel nimmermehr zu schätzen und zu schonen wüßte. Das Entsetzliche sehen sie schon im Geiste, sie sehen die Jakobiner stürmen nach dem Palazzo Bassenheim, von den Wänden gerissen werden die Gemälde, worauf die Heldenthaten des weltberühmten Geschlechtes von den großen Malern gemalt sind, zertrümmert werden die Statuen aller jener großen Bassenheime, die in allen Jahrhunderten den Ruhm Deutschlands verbreitet haben und dafür von Deutschlands Dichtern gefeiert wurden, in Liedern und Sagen, mit Sang und Klang. Und haben sie solchermaßen alle historischen Denkmale vernichtet, so sind jene Jakobiner sogar im Stande zu lachen und zu leugnen, daß es jemals Bassenheime gegeben habe.

Scherz und Bassenheims bei Seite, ich darf, der Wahrheit wegen, nicht unerwähnt lassen, daß sich der italiänische Adel vom deutschen sehr vortheilhaft unter-

scheidet. Wenn ich irgend einen deutschen Baron in italiänischer Gesellschaft beobachtete, so musste mir jener Unterschied recht auffallen. Dieser besteht aber nicht bloß darin, daß der Italiäner von seinen Dichtern und Künstlern, der Deutsche hingegen nur von seinen Pferden und noch dümmeren Ahnen spricht, sondern daß Letzterer wirklich Nichts als ein Stallknecht ist, der von Stallknechten stammt und nach dem Stalle riecht, während Jener seinen Dante, Rafael und Michel Angelo nicht bloß bespricht, sondern auch fühlt, so daß der Italiäner, wenn er auch jetzt an produktiver Poesie sehr arm ist, doch noch den alten Kunstsinn bewahrt und den Fremden damit lieblich anweht, gleich einem Bettler, der ein Fläschchen mit Rosenöl in den Händen gehabt hat und noch immer nach Rosen duftet.

Charakteristischer ist jene Thätigkeitsliebe, die den italiänischen Adel von dem deutschen unterscheidet. .

. . . .

. . . .

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 179.)

Wie alt halten Sie sie?

Ungefähr elf und zwanzig.

Was will Das sagen? Meinen Sie etwa ein und dreißig?

Gott bewahre! Es giebt gar keine Frau, die dreißig Jahr' alt wäre. Aus den Zwanzigen geht's gleich in die Vierzig. Auch habe ich noch keine Frau gefunden, die fünfzig Jahr' alt war; aus den Vierzigen geht's gleich in die Sechzig.

Ist Mylady jetzt von Mylord geschieden?

Ich weiß nicht, aber so Viel weiß ich, der kalte, gähnende, schwerfällige Engländer passte nicht zu einer ätherischen Irländerin, die mit ihrem Herzen voll Sonne und ihrem Kopfe voll Blumenwitz die ganze Welt als ihr Spielzeug betrachtete. Da entstand viel Kummer, und es ist wunderbar, wie Viel so ein zartes Bild ertragen kann, dessen Anblick schon uns so tief rührt, daß wir die Natur grausam nennen, die ein solches Wesen, das nur auf indischem Blumenboden wandeln sollte, dem nebelkalten England und dessen plumpen Fäusten preisgegeben.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 180.)

Es ist Schade, Herr Doktor, daß Sie keinen bessern Titel haben, von wegen der Präsentation. Ich wollte, Sie wären von Adel.

O, edler Marchese! Sein Sie deßwegen nur außer Sorge. Sie dürfen mich immerhin für einen Edelmann ausgeben. Etwaigen Mangel an Ahnen ersetze ich durch desto mehr Schulden, und was meinem

Adel auf der einen Seite fehlt, Das wird also anderseitig wieder vollauf kompensiert. Ich will mir nächstens einen Stammbaum von lauter Gläubigern anfertigen lassen. Wüsste ich nur, wie die Kerls alle heißen und wo sie sich jetzt aufhalten. Nur die zudringlichen Gesichter und äußern Mißformen stehen mir noch im Gedächtnis, die Namen selbst aber habe ich rein vergessen. Und doch möcht' man zuweilen wissen, wo die Seinigen auf dieser Erde weilen! Da ich jetzt auch die Namen urkundlich haben muß, so weiß ich mir wahrlich nicht anders zu helfen, als daß ich eine Personalbeschreibung meiner Gläubiger in den Hamburger Korrespondenten setze, daß ich sie gleichsam mit Steckbriefen verfolge, und darin ganz genau ihre Gestalten, Gesichter und sonstige Gebrechen beschreibe und sogar die Kleidung, welche sie bei meiner Abreise getragen.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 185.)

Hätt' ich aber doch Rothschild sein Geld! Was hilft's ihm? Er hat doch keine Bildung, er versteht so Viel von Musik wie ein ungeborenes Kalb, und von Malerei wie eine Katze, und von Poesie wie Apollo — so heißt mein Hund. Wenn solche Menschen mal ihr Geld verlieren, existieren sie nicht mehr. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie sich der Mensch bei

mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ich zeige ihm als Exempel seinen Freund Nebbich Adolf Goldschmidt; der Junge hatte Geld verdient und hat noch mehr haben wollen und so viel wie Rothschild, und hat wieder Alles verloren und ist wieder ein gemeiner Mensch, ein ganz todter Mensch, der den Leuten weißmachen möchte, er lebe noch ein bischen, und sich Nachts vor den Spiegel stellt und sich selber erzählt, wie viel' Millionen er einst besessen — denn kein Andrer will die alte Geschichte mehr anhören.

Ja, Marchese, wenn so ein Ikarus der Sonne Rothschild zu nahe kommt, dann verbrennt er sich die staatspapiernen Flügel und stürzt hinab ins Meer der Nichtigkeit.

Mit dem Geld, Doktor, geht bei solchen Leuten Ehre und Charakter verloren. Wenn ich aber, was Gott verhüte, mein Geld verliere, so bin ich doch noch immer ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik, und Poesie.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 222.)

Gedichte? Gott behüte mich vor Gedichten und vor allerlei Gedanken, die bloß Gedanken sind — ich

bin ein Praktikus, ein Weltmensch — Verzeihen Sie, ich dachte nicht dran, daß Sie selbst Gedichte machen, schöne Gedichte, ich habe sie sogar gelesen, um mir ein paar Devisen für Lotterieloose daraus abzuschreiben, doch, aufrichtig gestanden, es sind wenig' Gedanken drin, die ich brauchen kann; mein Schwager Mendel und mein Bruder Moritz haben mir sogar geholfen beim Lesen und wir haben oft gesagt: Wenn der Doktor Heine seinen Verstand auf etwas Besseres legte und ein ordentlich Geschäft anfinge, so könnte er ein großer Mann werden, — und, aufrichtig gesagt, was besingen Sie immer die See? Ich bin selbst in Cuxhaven gewesen und hab' mir die See angesehen. Was kann man Viel davon sagen? Es ist ja Nichts als Wasser und wieder Wasser.

Es ist etwas Wahres in Ihren Worten, Herr Hyacinthos; jenseits des Jordans denken viele Leute wie Sie — Aber sagen Sie mir, was haben Sie eben geschrieben?

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 228, und Bd. XII, S. 16—18.)

Solche Bücher läßt du drucken!
Theurer Freund du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren.

Diese Verse, die eigentlich der Extrakt eines sechs Bogen langen Briefes sind, den mir, kurz nach Erscheinung des zweiten Bandes der „Reisebilder", ein Freund geschrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und sind Schuld, daß ich den ehrlichen Hirsch Hyacinthos nicht weiter sprechen lasse. Ich pflege sonst Nichts zu fürchten; die Pfaffen begnügen sich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben auf diese Weise der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürsten schütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet setze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothschild empfinde ich zitternde Angst. Ehe ich mich Dessen versehe, schickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und läßt mich nach der ersten, besten Festung abführen. Ich kriege Angst — bin ich in

diesem Augenblick auch ganz sicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtsinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beschränktheit nicht genug zu schätzen wusste, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder gesehen habe, täglich mehr achten und sogar lieben lerne, so daß es mir ordentlich schmerzlich wäre, wenn er jemals den Mißgriff beginge, mich einzustecken und sich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußischen Regierung den Wink, im Fall sie es mal für dienlich halten sollte, mich einzustecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, sondern sich direkt an mich selbst zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Festung, die man mir nur zu bestimmen hat, hinbegeben, ohne im mindesten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu lassen. Kann man mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das ist wahrer Patriotismus, wenn man lieber sich selber als Volontär auf die Festung setzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt, sich zu blamieren!

Ich sehe in diesem Augenblick, wie den ältesten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen stürzen; nein, rufen sie Alle aus, wie sehr haben wir diesen Menschen verkannt! Welch ein Ge-

müth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieses Gemüthes; denn wisst, aus patriotischer Vorsorge habe ich sogar jetzt schon meine Freunde darauf vorbereitet, daß ich nächsten Sommer einige Monate in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz sicher bin, daß die wirklichen Ursachen eines etwaigen Aufenthalts daselbst nimmermehr errathen würden. Ihr seid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: „Dieser edle Mensch, dieser zweite Regulus, soll nicht auf die Festung kommen, lieber wollen wir selbst statt seiner dort sitzen" — Aber ich, ich sage euch, ich will hin, ich habe mich auf diese großmüthige That schon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelste Aufopfrungsvergnügen — „Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und schluchzen: Keine Festung, sondern tausend Thaler Zulage!" — Welch ein Zeitalter! werden einst die Nachkommen, die dieses Buch lesen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftsteller sich wechselseitig an Großmuth zu überbieten suchten! —

Du siehst jetzt, lieber Leser, wie gut ich mich mit der Regierung stehe. Sei also nicht gleich ängstlich, wenn ich mal laut heraussage, was Andre so gar heimlich verschweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren. Du, lieber Leser,

kannst sagen, du habest es, sobald du es ausgelesen, mit Unwillen fortgeworfen, es sei ein schlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit -- du verstehst mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich selbst betrifft, so habe ich eben so Wenig zu riskieren, ich sage, wie Luther in seinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! sie haben mir Nichts gegeben auf dieser Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre sehr politisch gewesen, wenn sie mich unter einer Last von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, sorglos und leicht wie ein Vogel, und singe Freiheitslieder, selbst ein Lied und ein Bild der Freiheit. Freilich, obgleich man bei unserer jetzigen Civilisation überall seine Bequemlichkeit findet, so möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anschaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Besitzthum käme auch die Furcht und die Knechtschaft. Es verdrießt mich schon genug, daß ich mir vor Kurzem ein Theeservice angeschafft habe — die Zuckerdose war so lockend schön vergoldet, und auf einer von den Tassen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Tasse war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt.

Ich hab' wahrhaftig schon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Mission ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreisen sollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer festen Anstellung entfliehen müßte. Ich fühle jetzt schon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde so zahm vorsichtig, ich schmeichle oft aus Angst — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein östreichischer Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern sah mich so lockend an, und eben Er, der liebenswürdigste der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanfesseln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstasse, wird zum Fenster hinausgeschmissen, und wer just vorbei geht, mag sich vor den Scherben hüten.

Je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir immer der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindesten, daß er mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir fatal. Auch hab' ich

außerdem ein gewisses tendre für Metternich. Ich lass' mich nicht täuschen durch seine politischen Bestrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg besitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächst, kann im Herzen den Servilismus und den Obskurantismus nimmermehr lieben. Es ist vielleicht eine Weinlaune von ihm, daß er der einzige freie und gescheite Mann in Östreich sein will. Nun, Jeder hat seine Laune, und ich will auch Metternich die seinige hingehen lassen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächstens in Wien gebratene Hähnderl essen.

Auch mit den Rothschilden will ich es nicht verderben, und ich will nächstens in einem besonderen Buche ihren Werth noch besonders anerkennen und ihre Verdienste preisen.

In der That, wenn ich über die Staatsökonomie dieser letzten Zeiten nachdenke, so wird es mir immer klarer, daß ohne die Hilfe jener Menschen die allgemeine Finanzverlegenheit in den meisten Staaten von den Revolutionären benutzt worden wäre, um die Masse des Volks zum Umsturz der bestehenden Ordnung oder Unordnung zu verleiten. Denn der Ausbruch von Revolutionen wird gewöhnlich durch Geldnoth herbeigeführt, und dieser abhelfend hat das Rothschild'sche System vielleicht die Ruhe Europas

erhalten. Ja, dieses System, oder vielmehr Nathan Rothschild, dessen Erfinder, scheint jene Ruhe noch in so fern zu begründen, daß zwar die einzelnen Staaten nicht dadurch abgehalten werden, gegen einander nach wie vor Krieg zu führen, aber nimmermehr das Volk so leicht im Stande sein wird, sich gegen seine Regierungen aufzulehnen. Freilich, die frommen Diener der Religion behaupten täglich: wenn man ihnen wieder ihre Abteien, Zehnten und sonstigen Gerechtsame zurückgäbe und ihnen überhaupt freie Hand ließe, würden sie durch ihre Erziehungsmethode und bekannten Hausmittelchen die neue Generation zu solch legitimer Dummheit erziehen, daß es dem dümmsten Minister leicht sein solle sie zu regieren, und folglich die Ruhe von Europa auf immer gesichert sein würde. Aber diese schwarzen Pädagogen lügen oder irren sich, wir lassen uns nicht mehr dumm machen, und nicht mehr in unserer Dummheit, sondern vielmehr in unserer Klugheit findet die Regierung jetzt die besten Garantien ihrer Sicherheit. Die Religion ist nicht mehr im Stande, den Regierungen die Ruhe der Völker zu verbürgen, und das Rothschild'sche Anleihesystem vermag Dieses viel sicherer, es besitzt die moralische Zwangsgewalt, die in der Religion erloschen, es mag jetzt als Surrogat derselben dienen, ja es ist eine neue Religion, die beim Untergang der älteren Religion

die praktischen Segnungen derselben ersetzen wird. Wundersam genug, sind es wieder die Juden, die auch diese neue Religion erfunden . . . .

. . . . Das gemeuchelte Judäa war listig wie der sterbende Nessus, und sein vergiftetes, mit dem eignen Blute vergiftetes Gewand verzehrte so wirksam die Kraft jenes Herkules, daß die gewaltigen Glieder ermatteten, daß ihm Panzer und Helm abfiel von dem welken Leib, daß seine mächtige Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Gewimmer — so elend, eines langsamen Jahrtausendtodes stirbt Rom durch das judäische Gift.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 353.)

Endlich kam der große Tag, dem noch ein größerer Abend folgen sollte. Ich stand schon um acht Uhr auf, und eilte nach dem Garten Boboli, wo ich jeder Cypresse und jeder Statue zuflüsterte: Heute ist Franceska's Benefiz, heute wird sie tanzen — Aber die dunkeln Bäume blieben unbeweglich und die weißen Marmorbilder verzogen keine Miene. Nachher, um die Zeit zu tödten, machte ich die Runde durch alle Kirchen. Meine Brust war so voll, daß selbst der Dom mir heute zu eng erschien. In San Lorenzo musste ich laut lachen über die Verschwendungspracht

der Medicis — O ihr Armen, was nützen euch all' die reichen Grabsteine! Ihr könnt Franceska nicht tanzen sehen! In Santa Croce ging ich lange auf und ab und las vor Langeweile die Inschriften der Grabmäler — ich suchte den Namen Boccaccio, aber ich fand ihn nirgends. Warum findet man ihn nicht in Santa Croce? Gleichviel! diese Frage ehrt ihn mehr als das glänzendste Denkmal. Ist Aretino da? Ja, er ist da, denn Keiner lässt sich das Vergnügen nehmen, das Grab eines obskuren frommen Geistlichen, Namens Aretino, für das Grab des lustigen Spötters zu halten, und so hat Diesem der weise Zufall ein Monument gesetzt, das ihm die bedenkliche Klugheit versagt hätte. Michel Angelo, Dante, Galileo — diese Namen konnten mich heute nicht rühren.

Die Verzweiflung der Unruhe trieb mich nach der Galerie Uffizi. In der Tribüne, vor der Statue der medicäischen Venus, saß in einem hohen Sessel mein Freund, der Marchese di Gumpelino, ganz versunken in Kunstbetrachtungen, die er dann und wann seinem Bedienten, der hinter ihm stand, zuflüsterte. Da mich Beide nicht bemerkten, so erhorchte ich folgendes Gespräch:

Hirsch, betrachte mal die Beine!

Herr Gumpel, was thu' ich mit den Beinen?

Es geschieht Alles zu deiner Bildung! Betrachte mal die Beine! Gott! Gott! die Beine —

Ich finde sie sehr schmutzig —

Die Arme sind neu, auch der Kopf ist wahrscheinlich neu, und Einige sagen: viel zu klein. Aber Gott! Gott! die Beine — Da oben hängt die Venus von Tizian, da kannst du gleich sehen, daß die Malerei nicht so Viel leisten kann wie die Bildhauerkunst. Aber das Fleisch! Gott! Gott! was für Fleisch! — Tizian, mit dem Zunamen Vercelli, ist geboren in Venedig im Jahr 1477, gestorben im Jahr 1576.

Und Das soll ich Alles im Kopf behalten, Herr Gumpel? Was soll ich thun! Ich muß auf meinen alten Tagen noch die Beine von der Venus auswendig lernen, damit ich mich im Nothfall als ein gebildeter Mensch prostituieren kann. Ich sag' im Nothfall, denn so lang ich in Hamburg bleibe, hab' ich es nicht nöthig — aber, man kann nicht wissen, ich komme vielleicht nach einem andern Ort — —

Um einem Kunstgespräch zu entgehen, schlich ich wieder fort, ohne daß weder der Herr noch der Diener mich bemerkten, und ergab mich andern Versuchen, die Zeit zu morden, worunter auch das Mittagessen gehörte, sowie auch ein Besuch bei Signora Laura, wohin mich ihr eigner Liebhaber, mein Freund William, der mich am Arno traf, mit Gewalt hinschleppte. Aber alle Entfaltungen ihrer Schönheit, ja sogar ihre kleinen Unartigkeiten konnten meine Gedanken von

Franceska nicht abwenden, und als es Sechs schlug, küßte ich William und seine Geliebte und eilte von dannen.

Sei mir nicht böse, William, daß ich dich so unbarmherzig verließ. Nächst Franceska und Mathilde, bist du mir die liebste Erinnerung aus Italien. Wie oft, wie süß oft lachten wir über unsre wechselseitigen Perfidien! Wie glücklich war ich, wenn ich deine schöne Stirne küssen und ganz freundschaftlich mit einem allerliebsten Geweih verzieren konnte! Weißt du noch, wie du auf dem Ponte Vecchio, just auf der Stelle wo einst der große Buondelmonte erstochen worden, mit Verwundrung bemerktest, daß ich deine Stiefel trüge? Du warst aber ganz zufrieden mit meiner Ausrede: daß sie neben Laura's Sofa gestanden, wo ich sie im Dunkeln statt der meinigen angezogen. Noch jetzt trage ich diese ledernen spolia opima —

Genug davon, ich habe jetzt zu erzählen, wie mich die Ungeduld nach Signora Franceska's Wohnung trieb. Ich rieche wieder Duft von Signora Lätizia's Pomaden, ich höre wieder Guitarrentöne und den seufzenden Gesang des Professors:

Ach, dieser Busen öffnet der Freude sich wieder,
Amenaide! du mein einzig Sehnen!
Du meiner heißen Thränen
Und meiner Wünsche einziges Ziel!

Signora Lätizia stand vor ihrem kleinen Spiegel und machte große Toilette, ließ sich von dem armen Bartolo statt des Spucknäpfchens heute das Schminktöpfchen vorhalten, und stieß dann und wann einige wilde Recitative hervor, die der Professor mit Guitarrensturm begleitete.

Auf dem Sofa aber lag die schöne Franceska, noch ganz in ihrem schwarzseidenen Negligé, und lächelnd wie ein Kind an seinem Geburtstag. . .

. . . .

. . . .

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 217.)

Wir spielten alte Zeit, oder vielmehr junge Zeit, da die unsre alt und grau ist, und selbst unser Amor greise Haare und müde Augen hat — Ich hatte den Himmel in meinen Armen und vergaß der Erde und des Vaterlandes und der lieben Landsleute, die da oben am Eispol saßen, bis an den Nabel im Schnee, und folglich sehr tugendhaft waren, und Moralkompendien, Erbauungsbücher und Dogmatiken schrieben.

(H. Heine's Werke, Bd. II. S. 377.)

„Was hat er gethan?" riefen wir alle Drei, als ein ziemlich wohlgekleideter junger Mensch, mit Ketten beladen, vorbei geführt wurde. Auf seinem blassen

Gesichte lag Adel und Betrübnis, und mehr gleich einem Märtyrer, als gleich einem Verbrecher, schritt er ruhig zwischen zwei Sbirren, die wie Banditen aussahen, rothe Mützen auf den Häuptern, in den Händen eine Art schäbiger Stutzflinten, die alte Jacke von olivenfarbigem Manchester wie ein Dolman über die Schulter geworfen.

Er hat Jemanden umgebracht, berichtete uns Einer der Vorübergehenden.

Der arme Mensch! seufzte Signora.

Du musst aber nicht glauben, lieber Leser, als ob dieser Seufzer dem Ermordeten gegolten, sondern er galt bloß dem Mörder, indem Dieser in Italien als Gegenstand des Mitleids betrachtet wird. Der Mord ist hier nicht sowohl eine That, als vielmehr ein Ereignis, und wessen Hände daran Schuld waren, wird bedauert. Sogar der prämeditierte Meuchelmord wird entschuldigt. Man scheint Dergleichen als eine Art Justizpflege zu betrachten, und wirklich, in einem Lande, wo die Gesetze so mangelhaft sind und so schlecht verwaltet werden, ist eine solche Selbsthilfe, als eine letzte Personalinstanz, mehr als bei uns zu verzeihen. Der Mord ist bei den Italiänern in den meisten Fällen gleichsam ein Gewohnheitsrecht, und unsre historische Schule müsste ihn hier, wenn sie ihren Principien treu bleibt, ganz in Schutz nehmen

und als das beste, vollgültigste Recht zu sanktionieren suchen, wie manche andre Gewohnheitsrechte, die ebenfalls mit Vernunft und Religion in Widerspruch stehen.

Es ist ein Dieb, verbesserte ein andrer Vorübergänger, und Signora sagte ruhig: So mag er in Gottes Namen hängen.

Wundre dich nicht über diese Härte, lieber Leser. Die Italiäner, bei ihrem civilisierten Gefühl, verabscheuen den eigentlichen Diebstahl, obgleich sie, von Armuth gedrängt, auf alle mögliche Weise den Fremden zu beeinträchtigen suchen, und so voll List und Trug sind, daß Mylady einst sehr richtig bemerkte: „Wenn Europa der Kopf der Erde ist, so ist Italien daran der Diebsorgan." Aber ich wiederhole nochmals: sie sind Diebe, die nicht stehlen, ja ihre Liebenswürdigkeit raubt uns sogar allen Unmuth, wenn sie uns das Geld aus der Tasche locken.

Hängen? sagte Mylady mit einem bitteren Tone und warf einen tadelnden Blick auf Signora, die schon gleich vergessen, was sie gesagt, und wieder träumerisch in die Welt hinein lächelte. Hängen? Wenn ich König wäre, ließe ich keinen Menschen hängen, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er eigenhändig den Leuten die Kehle abgeschnitten oder ihnen eigenhändig die Taschen geleert, ohne sich hierzu eines Feldmarschalls oder eines Finanzministers zu bedienen.

Aber der arme Mensch war weder Mörder noch Dieb, im Gegentheil, er war ein Karbonaro, wie uns ein Abbate nähere Auskunft gab.

Er ist ein Feind des Thrones und des Altars, sagte uns dieser geistliche Herr; er ist einer jener gefährlichen Menschen, die sich gegen ihren Fürsten und selbst gegen Gott verschworen. Man sollte hier in Toskana sie nicht zu milde behandeln, sondern sie, wo man sie ergreift, gleich köpfen lassen oder gebrandmarkt auf die Galere schicken, wie in Piemont und Neapel.

Ich verstehe Sie, antwortete ich ihm; da er aber mich nicht verstanden, sagte er noch einige salbungsvolle Worte und reichte mir beim Abschied die Hand.

Es war eine weiche, wurmweiche Hand, und so faulend nachgiebig, daß ich fast fürchtete, sie bliebe mir in Händen.

O du Schuft Gottes! rief ich, du bist nicht werth, auf toskanischem Boden zu wandeln. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Lucca, welches doch mitten im Toskanischen liegt, so edel denkt wie der Großherzog in Florenz; aber ich habe doch im Luccesischen Nichts von jenen Hinrichtungsschrecknissen und Regierungsschandthaten gehört, deren Kunde uns täglich aus andern Theilen Italiens zu Ohren kam. Der Großherzog von Toskana selbst ist einer der humansten und

liberalsten Menschen, die es giebt, im Florentinischen fühlte ich mich so frei, als wäre ich in Baiern, und zahllose politische Flüchtlinge und Exilierte finden dort ein ungestörtes Asyl. Wie sehr die Feinde des östreichischen Princips Unrecht haben, wenn ihr Unmuth auch das östreichische Regentenhaus trifft, sieht man hier in Toskana, indem der Großherzog ein östreichischer Prinz ist, eben so wie einst Joseph II., einer der größten Menschen der Welt, und Das ist doch gewiß noch Mehr, als ein großer Kaiser. Bei der Kinderlosigkeit ihres Fürsten sind die Florentiner sehr in Angst, daß ihr schönes, freies Land an die östreichischen Erbstaaten und der Metternich'schen Politik anheim fallen möge. Wenn ich letztere mit empörter Seele verabscheue, so unterscheide ich ebenfalls wieder die Politik von dem Manne selbst. Kann ich mir's doch nicht denken, daß ein Mann, dem der Johannisberg gehört, der beste Wein der Welt, auch im Herzen ein Freund des Obskurantismus und der Sklaverei sein sollte!

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 354.)

Nur in der Dunkelheit kann der Katholicismus uns bezwingen; der lichte Tag verscheucht den Eindruck seiner trüben Schatten.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 343.)

Ich habe jetzt die Gesichter gesehen, die zum Katholicismus gehören, und zwar in der besten Beleuchtung. Was ich darauf entdeckt, lässt sich schwerlich wieder erzählen, denn jeder Mönch und Priester, wie jeder Mensch überhaupt, hat ein anderes Gesicht, und da sich die Menschen so wenig gleich sehen, möchte es mich sogar bedünken, als ob man irrig und folglich sündlich handele, wenn man sie nach äußeren Abzeichen in Klassen theilt und über diese Klassen nun ein bestimmtes Kompendiwurtheil ausspricht — wie vielleicht ich selbst in einem der früheren Kapitel. Die Kutte macht nicht den Mönch — eben so wenig wie die Uniform eines Generaladjutanten den Helden macht. Wechseln Beide ihre Kleidung, so mag mancher Mönch wie ein Held und mancher Generaladjutant wie ein Mönch aussehen, und in diesem Fall gäbe es vielleicht bessere Gebete und größere Heldenthaten.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 380.)

Alle Religionen sind heilig, denn bei aller Verschiedenheit der äußeren Formen hegen sie doch ein und denselben heiligen Geist. Das ist die Religion der Religionen.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn her- vor geseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Ci- vilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheits- kämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts gefruchtet; — in der kleinen Chro-

nik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie lässt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittlenden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, Der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle

irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung, und die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Civilisation" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüthe dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher, als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kost-

barsten Ehrenschwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Werth behalte, und daß sie nicht bloß als Mittel gelte, und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer Nichts wusste, indem jedes Erschaffnis sich selbst bezweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt, und Alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte;

und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just, und Das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

Zu den „Göttern im Exil.“

(H. Heine's Werke, Band VII, S. 262.)

Über die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frundsberg in der Eigenschaft eines Landsknechts, und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden, so wie auch die Tempel seiner Verwandten, so schmählich verwüsten sah. Ebenfalls hieß es, daß er lange Zeit als Scharfrichter in Padua gehaust. Die darauf bezügliche Tradition will ich mit wenigen Worten hier mittheilen.

Ein junger Westfale, welcher Hans Werner hieß und um zu studieren nach Padua gereist war, hatte bei seiner Ankunft dort spät in der Nacht mit seinen Landsleuten pokuliert. Als er nach der Herberge zurück kehrend über den Marktplatz schritt, ergriff ihn eine so übermüthige Laune, daß er sein Schwert aus der Scheide zog, es an den Steinen wetzte und laut ausrief: „Wer mit mir fechten will, Der komme!“ Der menschenleere Marktplatz glänzte still im Mondschein und die Glocke schlug Mitternacht. Hans Werner wetzte immerfort sein Schwert, daß es klang und klirrte, und rief nochmals seine Ausforderung. Als er zum dritten Male die frevlen Worte gerufen, nahte sich ein Mann von hoher Gestalt, der unter einem rothen Mantel ein breites, blankes Schwert hervor zog und schweigend damit einhieb auf den kecken Westfalen. Dieser setzte sich gleich zur Wehr, schlug seine besten Quarten und noch besseren Quinten, aber vergebens; er konnte seinen Gegner weder verwunden, noch entwaffnen. Des unnützen Kampfes müde, hielt Hans Werner endlich inne und sprach: „Du bist kein lebender Mensch, denn meine Mutter hat einen so guten Segen über meine Waffen gesprochen, daß mir kein lebender Mensch widerstehen kann, du bist also entweder ein Teufel oder ein Todter.“ — „Ich bin weder das Eine noch das Andre,“ antwortete Jener.

„Ich bin der Gott Mars, und stehe als Scharfrichter im Dienste der Republik Venedig. Dieses ist mein Richtschwert. Es ist mir ganz Recht, daß man eine abergläubische Scheu hegt vor jeder Berührung mit mir, und das langweilige Tagesvolk bleibt mir vom Leibe. Es fehlt mir jedoch nicht an Umgang, und gar heute Nacht habe ich den Vorsitz bei einem Bankett, welches die schönsten Damen mit ihrer Gegenwart beehren werden. Komm mit, wenn du keine Furcht hast!" — „Ich habe keine Furcht," antwortete Jener, „und nehme die Einladung mit Vergnügen an."

Arm in Arm schritten nun Beide durch die öden Gassen, hinaus vors Thor, und nachdem sie eine Strecke gewandert, gelangten sie zu einem erleuchteten Garten. Als sie hinein traten, gewahrte Hans Werner geputzte Gruppen, die unter den Bäumen sich ergingen und wisperten. Manche hatten einen ganz eigenthümlichen Gang, und da war besonders ein langer Mensch, dessen Beine beständig krampfhaft zuckten, als hätte er das Zipperlein, und auch den Kopf immer schief auf einer Seite trug. „Ist Das Spaß oder Krankheit?" frug der Westfale seinen Gefährten, indem er darauf hindeutete. „Das kommt vom Gehenktwerden," antwortete Letzterer ganz trocken. „Was fehlt aber jenen beiden Personen," fuhr Hans Werner fort, „die so mühsam, wie mit gebrochenen Gliedern,

einher schwanken?“ — „Es fehlt ihnen gar Nichts,“ erhielt er zur Antwort; „wenn man gerädert worden ist, behält man auch nach dem Tode eine gewisse schlottrige Bewegung.“ Auch die Damen hatten ein sonderbares Ansehen. Sie waren außerordentlich kostbar gekleidet, nach den bunten Moden damaliger Zeit, nur etwas abenteuerlich übertrieben, und ihr Putz und ihr ganzes Wesen offenbarte eine frevelhafte, verruchte Üppigkeit. Manche waren darunter von außerordentlicher Schönheit, die Gesichter mehr oder minder roth geschminkt. Doch bei einigen kam eine kreideweiße Blässe zum Vorschein, und um die Lippen schwebte ein Lächeln, das zugleich schmerzlich und höhnisch. Der junge Westfale ergötzte sein Herz an dem Anblick dieser schönen Weiber, und als man zu Tische ging, gab er einer jungen Blondine, die ihm besonders wohlgefiel, den Arm. Man speiste auf einer Terrasse, oder vielmehr auf einem hohen Viereck, welches von Lampen- und Blumenguirlanden eingefasst; die Gesellschaft bestand aus einigen fünfzig Personen, und der Gefährte des jungen Deutschen saß gleichsam als Wirth am Oberende der Tafel. Er selber saß an der Seite der jungen Blondine, die sehr witzig war und durchaus nicht spröde schien, wenn auch seine Galanterien sehr stark gefärbt. Auch hier finden wir wieder den unheimlichen Umstand, daß das Salz fehlte. Auch

noch andre Sonderbarkeiten mussten dem jungen Deutschen bei Tische auffallen. Er sah nämlich viele schwarze Vögel, Raben und Dohlen, umher flattern, die sogar auf die Häupter der Gäste herab schossen und ihnen die Frisur zerpickten; nur mit vieler Mühe wurden sie verscheucht. Bei mehreren Damen, deren Krause sich verschoben, bemerkte der junge Westfale einen breiten blutrothen Streif, der sich rund um den Hals zog. „Was ist Das?" frug er seine Nachbarin. Diese öffnete die Häkchen ihres Mieders, und an ihrem Halse kam ein ähnlicher blutrother Streif zum Vorschein, und sie antwortete: „Das kommt vom Geköpftwerden." — Ich übergehe das grauenhaft wollüstige Ereignis, womit das Fest schloß, und den blutigen Spaß, womit der heidnische Gott seine Gäste zuletzt regalierte. Die Geschichte endigt ungefähr wie die, welche ich zuerst erzählte: der Held, welcher in den Armen seiner Schönen eingeschlafen, erwacht des Morgens auf der Schädelstätte des Hochgerichts.

Briefe über Deutschland.

Erster Brief.

. . . .

. . . .

. . . .

Sie, mein Herr, haben unlängst in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeisterung auf die Verfasserin der „Corinna“ hingewiesen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen her- vor ging; denn Sie haben zeigen wollen, wie sehr sie die heutigen Schriftstellerinnen, namentlich die Méres d'Eglise und die Méres des compagnons überragt. Ich theile in dieser Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo sie nicht dazu bei- tragen können, in Frankreich irrige Ansichten über Deutschland, seine Zustände und ihre Repräsentanten, zu verbreiten. Nur in dieser Absicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël

„De l'Allemagne" in einem eignen Buche entgegen, welches denselben Titel führte. An dieses Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erster Ihnen gewidmet sein soll.

. . . .

. . . .

Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Auch Andre machen diese bittere Erfahrung, und noch gestern erzählte mir ein Freund in dieser Beziehung eine furchtbare Geschichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutschen Maler gesprochen, der geheimnisvoll zu ihm sagte: „Sie haben Madame la Comtesse de ** in einem deutschen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie sind ein Mann des Todes, wenn es wieder geschieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres." Ist Das nicht schrecklich? Klingt Das nicht wie ein Schauder- und Nachtstück von Anna Radcliffe? Ist diese Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadassins stürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht physisch, doch gewiß moralisch. Wie kommt aber diese Dame zu einer solchen düstern Gewalt? Ist sie so schön, so reich, so vornehm, so tugendhaft, so talentvoll, daß sie einen so unbedingten Einfluß auf

ihre Seiden ausübt, und Diese ihr blindlings gehorchen? Nein, diese Gaben der Natur und des Glücks besitzt sie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht sagen, daß sie häßlich sei; kein Weib ist häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daß, wenn die schöne Helena so ausgesehen hätte wie jene Dame, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch so vornehm ist sie nicht, und das Ei, woraus sie hervor gekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann sie nicht mit der Helena verglichen werden; sie ist einem bürgerlichen Kaufmannshause zu Frankfurt entsprungen. Auch ihre Schätze sind nicht so groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither so schön spielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), sie von dort entführte; im Gegentheil, die Fournisseurs der Dame seufzen, sie soll ihr letztes Natelier noch schuldig sein. Nur in Bezug auf die Tugend mag sie der berühmten Madam Menelaus gleichgestellt werden.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung machen, daß die schönen lange nicht so gefährlich sind wie die häßlichen. Denn Jene

sind gewohnt, daß man ihnen die Kour mache, Letztere aber machen jedem Manne die Kour und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich ist Dies in der Literatur der Fall. Ich muß hier zugleich erwähnen, daß die französischen Schriftstellerinnen, die jetzt am meisten hervor ragen, alle sehr hübsch sind. Da ist George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louise Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienlosigkeit der bas bleux zu Schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette lesen, gern persönlich die Beweise unseres Respekts darbringen möchten. Wie schön ist George Sand und wie wenig gefährlich, selbst für jene bösen Katzen, die mit der einen Pfote sie gestreichelt und mit der andern sie gekratzt, selbst für die Hunde, die sie am wüthendsten anbellen; hoch und milde schaut sie auf diese herab, wie der Mond. Auch die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungestraft verletzen; es steht Jedem frei, eine Madonna von Rafael mit Koth zu bewerfen, sie wird sich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht bloß von ihren Feinden, sondern sogar von ihren Freunden immer gut spricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Huldigungen, ist die Sprache der Roheit

ihr fast fremd, und sie sieht dich an verwundert. Die schöne Muse Delphine, wenn du sie beleidigst, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt sich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagst du etwas Mißfälliges über Madame Collet, so ergreift sie ein Küchenmesser und will es dir in den Leib stoßen. Das ist auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comtesse **! Du bist ein Kind des Todes. Vier Vermummte stürzen auf dich ein — vier souteneurs littéraires — Das ist die Tour de Nesle — du wirst erstochen, erwürgt, ersäuft — den andern Morgen findet man deine Leiche in den Entrefilets der Presse.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht schön war, und dem großen Kaiser Napoleon sehr viel Böses zufügte. Sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben, sondern sie suchte ihn auch durch nicht-literarische Mittel zu befehden, sie war einige Zeit die Seele diplomatischer Intrigen, welche der Koalition gegen Napoleon voran gingen: auch sie wußte ihrem Feinde einige Spadassins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, sondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres

Buches mitbrachte. . . . . Seit der Zeit sind die Franzosen Christen geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Das ginge mich am Ende Nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, um so mehr, da es bisher das geistreichste und heldenmüthigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzt und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwas interessiert, denn als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja, so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Noth, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen, und seitdem lebe ich als Prussien liberé hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten Beschäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that Dieses in einer Reihe Artikel, welche ich bald darauf als vollständiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl, mit dem Buche der berühmten Frau in eine literarische Rivalität treten zu wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer

geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dieses Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widersprechen, der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen Mittheilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geister bezauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrthümer und Fälschungen nicht ein, und beschränkte mich, zunächst den Franzosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüther haben eingesehen, wie sehr ich Recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher schlichen, und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Klasse bekannt war, und hier zu Lande stutzte man

nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht athmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als daß ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen diesen Systemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil ist von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christenthum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion eben so aufs Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel' Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat (um wie Cousin zu reden), weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr von unserem armen Protestantismus, der,

um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Koncessionen gemacht, und dennoch sterben muß: es half ihm Nichts, daß er seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch Aderlässe alles sinnliche Blut auspumpte, daß er ihn gleichsam filtrierte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht — Alles half Nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Französisch fleuve de flamme) moquiert sich nicht wenig über diese Attribute des „Gott-Reiner-Geist", dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht Viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht bloß die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff „Gott" alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne" gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutschen Himmel und Jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glau-

bens daraus verschwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer sitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch später Jeder erfahren mußte, und was damals so befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenseits des Rheines. Und in welchem fanatischen Tone manchmal werden die antireligiösen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstockter Deist sei. Ich muß gestehen, diese Musik gefällt mir nicht, aber sie erschreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëstro gestanden, als er sie komponierte, freilich in sehr undeutlichen und verschnörkelten Zeichen, damit nicht Jeder sie entziffre — ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute, aus Furcht, man verstände ihn. Er liebte mich sehr, denn er war sicher, daß ich ihn nicht verrieth; ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmuthig war über das Wort: „Alles, was ist, ist vernünftig", lächelte er sonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: „Alles, was vernünftig ist, muß sein."" Er sah sich hastig um, beruhigte sich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte:

das Christenthum sei schon deßhalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode Etwas wussten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat! . . . .

Mit dem Umsturz der alten Glaubensdoktrinen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letztere halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe werth hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihre Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend, und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine eben so natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen; Diese gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den

Worten: „Wir wollen keine Sansküllotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne", wo ich bestimmt voraus gesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervor gehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die Drachenzähne gesät wurden, aus welchen heute die geharnischten Männer empor wachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich unter einander würgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erschienen, habe ich für das Publikum Nichts über Deutschland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillschweigen breche, so geschieht es weniger, um die Bedürfnisse des eignen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünschen meiner Freunde zu genügen. Diese sind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwissenheit, die in Bezug auf

deutsche Geistergeschichte hier zu Lande herrscht, eine Unwissenheit, die von unseren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich sage: von unseren Feinden, und verstehe darunter nicht jene armseligen Geschöpfe, die von Zeitungsbüreau zu Zeitungsbüreau hausieren gehen, und rohe, absurde Verleumdungen feilbieten, und einige sogenannte Patrioten als Allümeurs mit sich schleppen: diese Leute können auf die Länge nicht schaden, sie sind zu dumm, und sie werden es noch dahin bringen, daß die Franzosen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutschen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unsere wahrhaft gefährlichen Feinde sind jene Familiaren der europäischen Aristokratie, die unter allerlei Vermummungen, sogar in Weiberröcken, uns überall nachschleichen, um im Dunkeln unseren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reisen so unsicher und unbequem machen, glücklich entronnen sind, sollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, sollen wenigstens ihren Namen tagtäglich beschimpft und gekreuzigt sehen. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Februarrevolution.

Paris, den 3. März 1848.

Ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entstand, einigermaßen zu dämpfen, summte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. „Heil dir im Siegerkranz" oder „Üb du nur Treu und Redlichkeit" — vergebens! der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt sich der große

Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel ‚die Juliusrevolution'? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluß ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in einigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldenthaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Muth: der Mensch ist seiner Natur nach

eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Ouvriers gefochten haben, sollte uns eigentlich nur deßhalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewusstsein entspringt und keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekömmt, daß man hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Eben so groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen eben so uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig, und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht, als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern — ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkasten und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als sie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erschieße. Unter einem

solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen königlichen Pallästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unserm Hause wohnte und sich mitgeschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, daß die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken!

Waterloo.

Unterdrückte Blätter aus den „Geständnissen“.

(H. Heine's Werke, Bd. XIV, S. 234.)

Es sind nicht bloß die Franzosen und der Kaiser, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzosen stritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber sie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiser kämpfte hier nicht sowohl für seine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Aristokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo sich gegenüber standen — Und diese letztere siegte, die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtsinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutschland, wir waren nicht die Dupes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daß sie nur gegen einen einzigen Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wussten sehr gut, daß man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon" auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von Sankt Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzereißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem mirakulosen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, sie war jedoch nicht komplet;

es war nur Balsam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß sie den Besiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, abgelebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menschenfreundlichen Ludwig's XVI., dieses schauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum, als daß ein Franzose ruhig schlafen konnte, so lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden, und musste früh oder spät, gleich einem Geschwür, aus dem französischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie es den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er selbst zu den Vorkämpen der Revolution einst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines

Bourgeois und kein einziges Laster eines Grand Seigneur. Er saß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete seine Erziehung, und er war wissenschaftlich gebildet wie ein Gelehrter; auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik sein Brot verdienen, oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader lassen, weßhalb er auch ein Feldscherer-Etui beständig bei sich trug. Er war höflich, großmüthig, und verzieh eben so wohl seinen legitimistischen Verleumdern, wie seinen republikanischen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Brust bedroht war, doch als es galt, auf das Volk schießen zu lassen, überschlich ihn die alte philanthropische Weichherzigkeit, und er warf die Krone von sich, ergriff seinen Hut und nahm seinen alten Regenschirm und seine Frau unter den Arm, und empfahl sich. Er war ein Mensch. Fabelhaft groß war sein Reichthum, und doch blieb er arbeitsam wie der ärmste Handwerker. Er war vacciniert; ist auch nie von den Pocken heimgesucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Gesetzen geschworen. Er gab den Franzosen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügsam, keusch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die

Jesuiten nicht. Er war das Muster eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiser, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzosen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Ursprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den vakanten Thron gesetzt, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitzthümer dünkte, und weil bei dieser Besetzung keine große Einrede von Seiten der europäischen Aristokratie zu befürchten stand, die ja einst nicht so sehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haß gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den sie Krieg zu führen vorgab, die Restauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürsten des Nordens nicht, daß ihre Protegés so ohne Umstände fortgejagt wurden, aber sie hatten Dieselben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quasi-Legitimität, seine erlauchte Geburt und sein sanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und sie ließen sich den gallischen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daß man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daß man ihn mit dem unwürdigsten Undank behandelt, daß er ein wahrer Märtyrer war, und daß die Februarrevolution

überhaupt sich als ein beklagenswerthes Ereignis auswies, das unsäglich viel Unheil über die Welt brachte, so müssen wir nichtsdestoweniger gestehen, daß sie wieder für die Franzosen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, so wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewusstsein sich daran stärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollständig war diese letztere noch nicht, und sie schlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieses verschuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volkssouveränität, der ihnen die unumschränkteste Macht verlieh, durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelspiel verzettelten. Ich will nicht sagen, daß sie schlechte Menschen waren; im Gegentheil, es wäre uns besser ergangen, wenn wir entschiedenen Bösewichtern in die Hände gefallen wären, die energisch und konsequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergossen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und schlechten Musikanten, die sich aus Ehrgeiz im Augenblick des entsetzlichsten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringsten Kenntnisse politischer Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Boussole nur ihre Eitelkeit konsultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der ersten Stunde der provisorischen Regierung, die sich eben diesen Namen gab, offenbarte sich das Unvermögen der kleinen Menschen. Schon dieser Name „Provisorische Regierung“ bekundete officiell ihre Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was sie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchste Gewalt ertheilte und sie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beschützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Es befanden sich unter ihnen miserable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakspeare im „Sommernachtstraum“ so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der That vor Nichts mehr Angst, als daß man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versicherte im Voraus, daß er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, daß sich das Publikum vor seinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei, in seiner Eitelkeit, hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert

werden müsse, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart sei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber sie fassten sich bald, als sie sahen, welche Thiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für Diese, sondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sankt Helena, Gott sei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieser todt ist, und unter den provisorischen Regierungslöwen Keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als Ersterer, aber freilich eben so wenig wie sein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aus-

halten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten von Sachsen setzte — der tapfere Pole biß und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus, und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrißt.“

Ich bemerke ausdrücklich, daß es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, daß er bis zu Thränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, daß diese wässrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Äußere Desselben ge-

scherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu sein; nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegentheil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser bornierte, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, daß er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre seiner Kollegen von jener provisorischen Regierung, welche den nordischen Potentaten so wenig Furcht einjagte. Alles, was diese Fürsten sagten, ist reine

Wahrheit. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung war kein Einziger, der im Mindesten Ähnlichkeit hatte mit jenem Störefried, mit jenem Unfugstifter, jenem schrecklichen korsikanischen Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen während der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, Keiner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram irgend einen Exceß des Sieges, Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyramiden die Mamelukken niedergemetzelt habe — Es ist wahr, er unternahm eine Reise in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze cirka

vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der Anblick seiner berühmten Person keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt, sintemalen sie fast blasiert sind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakspeare'schen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affaires étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt

über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie waren vollkommen überzeugt, daß er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht schon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daß jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, sondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blitzableiter war, und sie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein solcher sein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichste Volksgewitter das alte gothische Gesellschaftsgebäude zu zerschmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er selbst hat sich das Brandmal dieses Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle stille steht, entschlüpften ihm einst die naiven Worte: man beschuldige ihn, mit den Rädelsführern der republikanischen Partei gegen die Ordnung der Dinge konspiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konspiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze konspiriere. Dieser falsche Bruder war bei all' seiner Duplicität auch die Unfähigkeit selbst, und da er für einen Dichter gilt, so konnten jetzt wieder die prosaischen Weltleute darüber spötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue.

Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Musen sind ganz unschuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es ist noch eine Frage, ob Das überhaupt Poesie ist, was bei ihm die Franzosen bewundern. Seine Schönrednerei, seine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So Viel ist gewiß, der chantre d'Eloah sündigte nicht durch Überfluß an Poesie; er ist nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erörtern, daß erst am 20. December 1852 das französische Volk die vollständige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefster Seele diesen Triumph, da ich einst die Niederlage so schmerzlich mitempfunden. Ich bin selbst ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daß ich die Gedanken lese auf den Gesichtern unsrer alten Feinde, die gute Miene zum bösen Spiel machen. Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie ent-

setzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestiert er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiser unter diesem Namen anerkannten, versöhnen sie das französische Nationalgefühl durch einen eben so klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konsequenzen einer solchen Rehabilitation sind unendlich, und werden gewiß heilsam sein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutschen. Es ist nur Schade, daß viele der alten Waterloo-Helden diese Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon schon einen Vorgeschmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit seinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, soll er miserabler und katzenjämmerlicher als je ausgesehen haben. Er ist auch bald hernach verreckt, und John Bull steht an seinem Grab, kratzt sich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umsonst in die ungeheure Schuldenlast gestürzt, die mich zwingt, wie ein Galerensklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?“ Ja,

diese hat jetzt ihre frühere schnöde Bedeutung verloren, und Waterloo ist nur der Name einer verlorenen Schlacht, Nichts mehr, Nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Loeve-Veimars.

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, musste ich bewundern, wie Derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben musste, Alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß Derselbe, der das Deutsche eben so gut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" be-

findet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.*)

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heran rasselnde Karosse des Baron Loeve-Veimars verursachte, als Derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen Besuch bei der Redaktion des „Journal des Débats“ abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock

*) Dr. L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes seiner oben erwähnten Memoiren, er habe einst die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Herrn Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewiesen, mit der Bemerkung: „Sie können Deutsch reden.“ Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte meinen Platz.“
Anm. des Herausgebers.

mit goldnen Tressen, an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und stolz flatterten.

Ja, Das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen, und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herren, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner gemeinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Original-Klöße gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine & Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir nur dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war, und schon

mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illüstre Biograph Debureau's und des todten Esels schien vergessen zu haben, daß er selber seine eigne Karosse besaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heran zu springen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der Demselben sein Hauptvergehen, die Baronisierung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen

Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte, — so war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exceß, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherrn gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne

Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth, und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk." Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Pallast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht", diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen

war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litière, oder in einem verschlossenen, reich geschmückten Palankin, durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kaftan von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Maraboutfedern geschmückt, und Dieser hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen, und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen

Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so mißlaunig in seinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität repräsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Konsul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adlicher Art und Weise. Auch in seinem Äußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüthe mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und

Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war Das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Veimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . . .
. . . .

Vorrede zur letzten französischen Ausgabe der „Reisebilder“.

Die ältere, im Jahr 1846 erschienene Ausgabe der „Reisebilder“ war durch Anordnung der einzelnen Stücke und durch große Auslassungen sehr verschieden von der deutschen Originalausgabe. Dies war ein Gebrechen, dem ich in der heutigen neuen Ausgabe abzuhelfen suchte; die Folge der Stücke ist hier chronologisch, wie in der deutschen Originalausgabe, und viele Stücke dieser letzteren, die ich früher ausschied, sind heute aufgenommen worden. Dagegen habe ich mit größerem Eifer an mehren Orten die Auswüchse getilgt, welche von jugendlicher Überspannung zeugten, und jetzt nicht mehr zeitgemäß und aufregend nützlich sind. Schon in der Vorrede von 1846 bemerkte ich, wie schon damals die grellsten revolutionären Ergüsse in der ersten französischen Ausgabe des Buches ausgemerzt worden. Da im Jahr 1853 ohne mein Vorwissen ein neuer unveränderter Abdruck desselben veranstaltet worden, so bin

ich, leicht begreiflicher Weise, nothgezwungen, keine allzu merkliche neue Milderungen vorzunehmen, und nur mit großer Bekümmernis denke ich an die vielen thörichten wie gottlosen Stellen, an das giftige Unkraut, das im Buche fortwuchert — Um es auszureuten, müßte man den ganzen Geisteswald, worin sie wurzeln, umhacken, und, ach! solche gedruckte Wälder sind nicht so leicht umzuhauen wie eine gewöhnliche Götzen-Eiche. Sie sollen ewig stehen bleiben, blühende Denkmäler unserer Verirrungen, und die Jugend mag sich nächtlich darin herum tummeln und ihre Spiele treiben mit den spukenden Dryaden, Satyrn und sonstigen Heidenböcken der Sinnenlust! Ich falte andachtsvoll meine Hände, wie alte Sünder thun, wenn ihnen nichts Andres übrig bleibt wie die Reue und Entsagung.

Momentanen Nothwendigkeiten gehorchend, habe ich bei der französischen Gesammtausgabe meiner Werke nicht chronologisch verfahren können. Die „Reisebilder" hätten die Reihe eröffnen müssen. An diese schließt sich chronologisch das Buch „De la France", das ich mit großen Ausscheidungen und noch größern Zusätzen hoffentlich schon im nächsten Monat erscheinen lasse. Es ergänzt das Buch „Lutèce", das eine spätere Periode behandelt und leider früher als sein Vorgänger in der französischen Gesammtaus-

gabe dem großen Publiko geliefert werden musste. Ich sage: dem großen Publiko, denn keine meiner Produktionen hat jemals in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Menge in Anspruch genommen. Seine Vogue hat mich schier erschreckt. Vierzehn Tage lang beschäftigte sich ganz Paris mit diesem Buche. Vierzehn Tage! Kann die Eitelkeit eines Poeten mehr begehren? Ja, es wird mir unheimlich zu Muthe, wenn ich daran denke, daß solche ungeheure Successe auch durch große Avanien abgebüßt zu werden pflegen. Ich habe so manchen Triumphator gesehen, auf dessen belorbertes Haupt unversehens ein ignobles Geschirr ausgegossen worden.

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts.

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechthum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Civilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg“, die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese

zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deßhalb, in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem

einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von der Gesammtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesammtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituierte ihr die Vielheit der Menschen, und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine Andre übergegangen — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet

mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Rennthiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt.“ In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre,“ die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

Briefe an Mathilde Heine.

1.

Bremen, den 28. Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin so eben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es ist acht Uhr Morgens, und ich werde noch heute Abend weiter reisen, so daß ich morgen in Hamburg eintreffe. Ja, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchst langweilig und ermüdend war. Ich bin ganz erschöpft. Ich hatte viel Ungemach und schlechtes Wetter. Alle Welt reist hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche steif vor Kälte sind. Bei Alledem ist mein Herz voller Sorgen: ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel' Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe schon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme dich! — Ich schreibe dir in einem Zimmer, das voller Leute ist; das Geschrei um mich her verursacht

mir die entsetzlichsten Kopfschmerzen. — Tausend Grüße von mir an Madame Darte und unsre vortreffliche, phantastische Aurecia! Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heiné.

2.

(Hamburg, den 31. Oktober 1843.)

Schönster Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims; obgleich er sich augenblicklich etwas erholt hat, ist sein Zustand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächsten Anfalle seiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er sieht, daß ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, sondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu sehen, so stehe ich hoch in seiner Gunst. Er hat sich bei mir sehr angelegentlich nach dir erkundigt, und stets aufs rühmlichste von dir gesprochen. Ich sehe mit Freuden, daß man im Allgemeinen gut von dir spricht, hier in Hamburg, wo man sich grimmiger als anderswo verlästert; es ist ein Nest voll Klatschereien und Schmähsucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daß Sie sich vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere sehr, daß Sie nicht mitgekommen sind, uns in Hamburg zu besuchen. Jeder, der so glücklich war, Sie zu sehen, spricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Unsere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen Alle, daß Sie uns nächstens mit Ihrem liebenswürdigen Besuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenster Neffe
Ludwig.

Obige Zeilen sind von meinem Neffen, welcher mich so eben besuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünschte. Meine Schwester befindet sich wohl, meine Nichte Madame de Voß ebenfalls; alle Beide sind zart wie Bernstein.

Was meine Mutter betrifft, so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie

ist durch Alter und Sorgen zusammen geschrumpft. Ängstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Übel ist der Stolz. Sie geht nirgendshin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Jammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Neffe, Herr de Voß, ist ein sehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine scherzt immer über meine Eifersucht und wundert sich, daß ich mich habe entschließen können, dich in Paris zu lassen! — Du bist meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, daß du artig und vernünftig bist. Ich bitte dich inständigst, dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach der Heilanstalt zu gehen; ich hoffe, daß du den obersten der Tröpfe nicht bei dir empfangen wirst; glaube mir, du hast Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche Nichts sehnlicher verlangen, als dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tausend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heiné.

3.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönster Schatz! geliebte Nonotte!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein garstiger Kopf etwas an jener nervösen Krankheit, welche du kennst. Gestern dinierte ich bei meinem Oheim, der sehr verstimmt war; der arme Mann steht schreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute speise ich bei meiner Schwester mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter ist schön und so milde, daß ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an dich, meine liebe Nonotte. Es ist ein großer Entschluß, daß ich dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrund! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf dir ruht; ich weiß Alles, was du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren.

Ich hoffe, daß du nicht versäumt hast, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und daß du deine jetzige Muße wohl benutzest.

Ich bin überzeugt, daß du in diesem Augenblick keinen Sou mehr in deiner Geldbörse hast. Künftige Woche werde ich dir die nöthige Quittung senden, um in meinem Namen meine monatliche Pension bei Fould erheben zu lassen, und ich werde dir gleichzeitig mit-

theilen, wie ich über diese Summe zu disponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von dir erhalten; wenn du noch nicht geschrieben hast, so bitte ich dich, das Schreiben nicht länger aufzuschieben. Du hast doch nicht meine Adresse verloren: „An Herrn H. H., Adr. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg."

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreise bestimmen; wahrscheinlich wird sich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieses Monats verlängern. Glaub mir, es ist keine verlorene Zeit. Meine Geschäfte mit meinem Buchhändler sind verwickelt, und ich habe hier in dieser Hinsicht Viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Theuerstes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten gesprochen, die sich bei mir nach den französischen Pensionaten erkundigten. Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann

Henri Heiné.

4.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von dir erhalten, und ich fange schon an, mich darüber recht zu beunruhigen. Ich bitte dich dringend, mir so bald als möglich zu schreiben, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich dir schon angegeben. Ich werde hier wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreise werde ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen, damit deine Briefe nach Paris zurückgesandt werden, falls sie zu spät anlangen sollten. Ich werde hier von aller Welt gehätschelt. Meine Mutter ist glücklich; meine Schwester ist außer sich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenschaften. Auch bin ich sehr liebenswürdig. Welch saure Arbeit! ich muß den uninteressantesten Leuten gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich so sauertöpfisch wie möglich sein, um mich von den Anstrengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beständig an dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

All' meine Verwandten machen mir Vorwürfe, daß ich dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig zu studieren, bevor ich in deiner Begleitung käme. Wahrscheinlich werden wir den Frühling und Sommer hier verbringen. Ich hoffe, daß du für deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden wirst. Ich werde das Mögliche thun, dich dafür schadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine Liebste, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiß nicht, Madame Darte tausend Artigkeiten von mir zu sagen. Ich hoffe, daß du mit der guten Aurecia auf bestem Fuße stehst. — Ich beschwöre dich, keine Leute zu besuchen, mit welchen ich schlecht stehe, und welche dich eines Tags verrathen würden, wenn du dich mit ihnen überworfen hast. — Morgen oder übermorgen werde ich dir die nöthigen Papiere senden, um meine Pension zu erheben.

Mein Gott! mein Gott! seit vierzehn Tagen hab' ich dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von dir! Es ist ein wahres Exil — Ich küsse dich auf das kleine Grübchen deiner rechten Wange.

Henri Heiné.

5.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteste Freundin!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; was mich betrifft, so spielt mein abscheulicher Kopf mir immer noch Possen und hindert mich, meine Geschäfte in Hamburg schnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an dich; ich bin fast toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chaillôt einschlagen — Was macht jetzt meine Frau, die tollste der Tollen? Es war Tollheit von mir, dich nicht mit hieher zu bringen. — Um Gotteswillen, thue Nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse werden könnte. Verhalte dich so still wie möglich in deinem Nestchen, arbeite, studiere, langweile dich rechtschaffen, spinne Wolle, wie die biedere Lukretia, welche du im Odeon gesehen hast. — Heute will ich dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modistin, und wähle dort zwei der modernsten Hüte aus, die du findest. Wenn Nichts nach deinem Geschmacke im Magazin vorräthig ist, so bestelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, sie brauchen nicht allzu sehr mit Spitzen garniert zu sein, und selbst wenn sie nicht von Sammet sind, hat Das Nichts zu sagen, wenn sie nur recht modern und elegant

sind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, sondern helle Farben: weiß oder rosa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schwester nicht liebt. Ich glaube, auch grün ist eine wenig empfehlenswerthe Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß sein, es muß etwas Kleines und Zierliches sein. Übrigens kannst du dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlassen, welche das kleine Persönchen gesehen hat. Meine Schwester hat einen langen und schmalen Kopf, und sie trägt Schmachtlocken, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muß also tiefer hinab gehn, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert sein. — Deine Modistin muß die Einpackung und sogar die Absendung besorgen. Ich weiß nicht, ob das Dampfschiff noch jeden Sonnabend von Hâvre abgeht; wo nicht, so muß die Schachtel auf dem Landwege geschickt werden. Aber deine Modistin wird Das auf dem Büreau der Messageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt sein und unten stehende Adresse tragen muß.

Richte den Auftrag gut aus. Du kannst deiner Modistin sagen, wenn sie mich diesmal gut bediente, so würde meine ganze Familie mir ihre Kundschaft

schenken, und ich würde ihr viel' Hüte abkaufen. Es ist wirklich ein Versuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfehlung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heiné.

Folgendes ist die Adresse, welche auf die Hutschachtel gesetzt werden muß:

An Madame Honoré de Voß.
Alter Wandrahm No. 58.
Hamburg.

6.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von dir seit so langer Zeit! Mein Gott! Ich versichere dir, es ist schrecklich! Dennoch muß ich noch bis Ende der nächsten Woche hier bleiben (heute ist Sonnabend). Ich werde direkt nach Paris zurück kehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, so daß ich in vierzehn Tagen dich, mein Schatz, wiedersehen werde. Inzwischen sei ruhig, fleißig und verständig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler sind ins Reine gebracht. Alles ist geordnet, selbst für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke

für alle Zeit auszubeuten, statt des Termines, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür seinerseits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banco (Das sind ungefähr 2400 Franks). Wenn ich vor dir sterbe, so wird diese Rente auf dich übergehen, und mein Buchhändler muß dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen. Diese Rente beginnt erst mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in diesen vier Jahren sterbe, verpflichtet sich mein Buchhändler, schon von da ab dir deine 2400 Franks per Jahr zu bezahlen; so daß dir von heute an diese Summe für dein ganzes Leben gesichert ist. Das ist die Basis unsres Kontraktes. Es ist ein großes Geheimnis, das ich Niemanden mittheile; aber da du Details von mir zu hören wünschest, vermag ich dir dies neue Arrangement nicht zu verschweigen, das mir in vier Jahren 200 Franks monatlich mehr verschafft, um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Zugleich ist es ein Anfang, deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht so bald eintreten wird, denn ich befinde mich vortrefflich. — Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Chr — — i nicht so gedacht, und der Wicht hat das

ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Kousine ihm als Mitgift zugebracht, 140,000 Franks, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepresst, der Nichts mehr von ihm hören will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem Oheim geht es besser. Unsre ganze Familie befindet sich wohl. Ich höre nicht auf, von dir mit meinen Nichten zu sprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu sehen. Gestern war eine Tanzgesellschaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, dich dort mit deinem dicken — herumwirbeln zu sehen! Ich muß meine Abreise beschleunigen, denn es grämt mich zu sehr, daß du nicht bei mir bist. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig deine Handschrift. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, daß du sie erst bei meiner Rückkehr nehmen wirst. — Ich bin in diesem Augenblick mit Geschäften überhäuft. — Meine freundschaftlichsten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche sie dir widmen wird. Sie hat so viel Geist und Ge-

duld, und sie weiß den Schatz unerschöpflicher Güte, den du im Herzen trägst, hinlänglich zu würdigen, um dir gern jenen Ungestüm zu verzeihen, welcher so schnell verfliegt. Was Aurèce betrifft, so sage ihr, daß ich recht oft an sie denke, und daß ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe sie gesund und munter wieder zu sehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an dich schreibe. Ich habe so Vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreise werde ich dir noch schreiben. Ich liebe dich von ganzem Herzen und ich denke, daß du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirst.

Dein Mann

Henri Heiné.

7.

Hamburg, den 6. December 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reise ich ab. Ich habe nicht früher abreisen können wegen meiner Geschäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Gestern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich dir geschrieben; du hast keine Vorstellung davon, wie viel' Scherereien ich wegen dieses Kontrakts gehabt. Er ist köstlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, wenn ich an dich denke, die mir so lange nicht geschrieben. Ich hatte dich gebeten, mir unter allen Umständen zu schreiben, und du hast es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfschmerz. — Was für hübsche Geschenke ich dir von Hamburg mitbringe! Selbst meine Kousine Therese (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) interessiert sich aufs liebenswürdigste für dich, und sie hat mir einen Schmuck für dich gegeben, den sie selbst getragen. Das freut mich doppelt, vor Allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen! Ich bin sehr in Eile.

Henri Heiné.

8.

Bückeburg, den 10. December 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, daß du nicht weißt, wo Bückeburg, eine sehr berühmte Stadt in den Annalen unsrer Familie, liegt. Aber Das thut Nichts, die Hauptsache ist, daß ich unterwegs bin, daß ich mich wohlbefinde, daß ich dich herzlich liebe, und daß ich dich wahrscheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke fast einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüssel nach Paris reise.

Ich werde dir schreiben, sobald ich in Brüssel eintreffe, damit du genau die Stunde meiner Ankunft wissest. Ich werde von Sorgen deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von dir zu sein, o Gott, wie schrecklich! Auch bin ich dir deßhalb böse, und werde dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küsse statt tausend geben.

Ich hoffe, daß du noch auf bestem Fuße mit Madame Darte und Aurecia stehst, und ich bitte dich, ihnen die schönsten Grüße zu sagen von deinem armen Manne

Henri Heiné.

9.

Hamburg, Montag, den 12. August 1844.

Meine liebe Nonotte!

Ich bin seit deiner Abreise zu Tode betrübt. Wenn du diesen Brief empfängst, wirst du dich hoffentlich schon von den Anstrengungen deiner Reise erholt haben. Du hast schönes Wetter gehabt, keinen Wind, und die Überfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreise gewesen sein. Alle Welt hier, besonders meine arme Mutter, ist betrübt wegen deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich dich nicht gesehn habe! Diese Tage sind mir wie Schatten entschwun-

den. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar Nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen seiner Anschnauzereien fast um Verzeihung bittet; er gesteht auf eine rührende Weise, daß sein leidender Zustand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Ursachen jener schlechten Laune sind, welche bei jeder Gelegenheit losplatzt. Obschon ich an meiner schrecklichen Migräne litt, musste ich doch gestern, Sonntag, bei ihm speisen. Er war sehr liebenswürdig. Aber mein Kopf ist heute wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe. Ich vermag kaum zu schreiben; ich hoffe, daß du mein Gekritzel lesen kannst. Schreibe mir bald und viel; du brauchst dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wissen, ob du wohl und munter angekommen bist, ohne Unfall, ohne bestohlen zu sein, ob die Douane dich nicht chikaniert hat, ob du gut untergebracht bist, ob du dich wohlbefindest, und ob ich deinethalb ruhig sein kann. Halte dich still in deinem Neste bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutschen nicht deinen Schlupfwinkel aufspüren; sie haben vielleicht aus dem Geschwätz einiger deutschen Blätter erfahren, daß du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt bist.

Wir kennen Einen von ihnen, der nicht allzu zartfühlend ist, und der fähig wäre, nach der Pension zu kommen; vergiß nicht, für diesen Fall deine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiselle Pauline, an Mademoiselle Clotilde, und vor Allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu sprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe dich mehr als je!

Von Herzen dein

Henri Heiné.

10.

(Hamburg, den 16 August 1844.)

Meine liebe Nonotte!

Man hämmert neben mir, meinem Kopfe geht's noch nicht besser, ich bin trübselig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von dir; ich beschwöre dich, mir wenigstens zweimal die Woche zu schreiben, denn wenn ich deinetwegen nicht ruhig bin, so verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieses armen Kopfes, da der Horizont sich verfinstert und meine Angelegenheiten sich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen

— wenn ich inzwischen nicht regelmäßig Nachricht von dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, so würden daraus unberechenbare Verluste erwachsen. Vergiß nicht mir aufs genaueste zu schreiben, wie's dir geht, ob du dich wohlbefindest. Ich habe wohl nicht erst nöthig, dir recht viel Vorsicht in Allem, was du thust, anzuempfehlen — du weißt, wie sehr ich die Perfidie der Deutschen und zuweilen selbst der Franzosen zu fürchten habe.

Meinem alten Oheim geht es viel schlimmer; ich hätte ihm Vielerlei zu sagen, aber es scheint, daß er er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieser Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieses Jahr nicht überleben. Ich werde ihn heute besuchen; mir wird das Herz schwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demselben Zustand wie vorige Woche zu sehen.

Meine Mutter befindet sich bewunderungswürdig wohl, und sie spricht immer von dir mit ihrer Dame d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Pansa, kurz, mit Jette. Meiner Schwester und ihren Kindern geht es gut, sie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rathe dir, Unterricht im französischen Stil zu nehmen ... Pauline kann dir Stickerei-Unterricht geben, laß dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Lerne Etwas

während meiner Abwesenheit; ich bin mit Allem einverstanden, was du für die Ausbildung deiner Anlagen ausgeben wirst; Das ist gut angewandtes Geld. — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen und tausend Küsse für dich!

Henri Heiné.

11.

Hamburg, den 20. August 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit deiner Abreise thue ich Nichts als seufzen. Ich denke unaufhörlich an dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, dich immer vor Augen zu haben. Sage dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachrichten von dir habe. Schreibe mir, ich beschwöre dich, so oft wie möglich, wenigstens zweimal die Woche, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe; der Faktor giebt mir in Person meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlasse ich mein großes Logis, und werde ein Zimmer be-

ziehen, das mir nicht so Viel kostet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat sich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verschworen; Das macht mich jede Nacht wüthend.

Schreibe mir, ob du viel an der Seekrankheit gelitten hast, ob du nicht von der Douane chikaniert worden bist, ob du unterwegs Nichts verloren hast, und vor Allem, ob du in der Pension gut aufgehoben bist. Ich bitte dich inständig, mir in dieser Hinsicht die volle Wahrheit zu sagen; denn wenn du es nicht gut hast, werde ich meine Rückkehr noch mehr beschleunigen, als ich es so schon thue. Sage mir, ob deine Lage einigermaßen erträglich ist, dann kann ich meine Geschäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge ist hier noch derselbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von dir, und da ich selbst noch keine habe, bin ich um so besorgter. — Ich hoffe, daß du mein Gekritzel lesen kannst; ich habe keine Dinte mehr, und meine Feder ist abscheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte und an deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über dich schreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres schönen Beines sei. — Bleibe ruhig in deinem Nest, mein armes Täubchen; zeige dich nicht öffentlich, damit Nie-

mand meiner Bekannten erfährt, daß du ohne mich in Paris bist.

Dein armer Hund
Henri Heiné.

12.

Hamburg, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher du dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme", und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an dich, meine arme Freundin, die eine so gefahrvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herum gerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich

an Nonotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche dir 20 Franks für die Strümpfe abgepreſſt haben — du haſt ihnen alſo nicht geſagt, daß einige darunter für das ſchönſte Bein in Chaillôt beſtimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld iſt, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verſtecken müſſen. Ich freue mich aber ſehr, daß du deine Sachen nicht verloren haſt, und daß man dir nicht, wie Odry in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn ich aber dich ſelbſt durch einen Schiffbruch oder durch einen Korſaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo iſt meine Frau?“ die Antwort zugekommen ſein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich beſſer, ſeit ich Nachricht von dir habe; ſchreibe mir oft, ſonſt verſinke ich wieder in meine ſchwarze Laune. Alle befinden ſich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz ſeiner Krankheit iſt er auf einige Tage nach Travemünde gereiſt. Tauſend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich ſehr erfreut haben.

Von Herzen Dein armer Mann

Henri Heiné.

13.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Obschon ich heut meine Migräne habe — (und du weißt, was Das heißt!) — will ich dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer senden. So eben habe ich deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir sehr wohlgethan hat. Ich bitte dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von dir empfing, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Therese, die von ihrer Bummelfahrt zurückgekehrt sind, haben deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß, wie viel' Leiden es dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, dich bald wieder zu sehen!

Was du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß ihr Herz eben so kupferbraun ist wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgendwie in die Klätschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich

vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann
Henri Heiné.

14.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebster Schatz!

Ich weiß wohl, daß du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für dich ein sehr langweiliges Geschäft ist, daß es dich ärgert, deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu

können — aber du weißt wohl, daß du dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich deine Gedanken errathe, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, Französisch zu schreiben. Das mag dir zugleich erklären, weßhalb ich dir weniger oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an dich, und ich habe dir Tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich dir mitzutheilen habe, ist, daß ich dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Briefe von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melönchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seiner Würde achtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohlbefindet. Gleichzeitig hab' ich für dich einen Brief von Madame Renouard und einen dito von Jenny erhalten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu

leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Darte zerfallen ist. Jenny ist in ihrem Briefe, wie sie in Person ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sèvres, niedlich, amüsant, von gutem Ton, und ein bischen rokoko. — Ich werde dir diese ganze Korrespondenz in Paris übergeben, um nicht die Post zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Absicht hat, mich anzupumpen. Gieb wohl Acht, daß dieser Herr dir nirgends begegnet, und daß er nicht deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in solchen Dingen, und daß meine Rathschläge strengstens befolgt werden müssen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; selbst meinem Oheim geht's besser, und er ist umgänglicher. Ich bin wohlangesehen bei Hofe. Über meine Abreise habe ich noch Nichts bestimmt. Ich bin in derselben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stockwerk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethe zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch du nicht Viel ausgiebst; meine

Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonotte. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann
Henri Heiné.

15.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodicität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich verzwickt. — Ich erhalte keine Nachrichten von dir, und doch solltest du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir Viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für

dich lebe, und wenn du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhige dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich dir eine Anweisung auf 250 Franks, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an deine Ordre ausstellen lassen. Wenn du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit
Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß du meinen Brief erhalten, und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, dir Sparsamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den du sofort beantworten mußt, indem du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim, und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber sie nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen dein

Henri.

N. S. Ich wiederhole dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen Betreffs deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit Niemand dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirst du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme dich zärtlichst!

Henri Heiné.

16.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich

leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermiethet ist — du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß du die 100 Franks, welche ich dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von dir, meine geliebte Nonotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, du bist in Paris, in der Hauptstadt der Werwölfe — Nimm dich wohl in Acht, einige von ihnen haben ein sehr sanftes Aussehen; die schlimmste Sorte ist die, welche Glacéhandschuh trägt. Du weißt wohl, daß du nur sicher bist unter der Hut deines treuen Schäfers, welcher zugleich dein Hund ist. Ich schreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir. —

Tausend Grüße an deine jungen Freundinnen, besonders an Pauline, welche ich sehr liebe; ich ziehe diese Melone den schönsten Ananas vor. Welch schönes Herz! welch schönes Bein! — Meine beste Empfehlung an Madame Darte, der ich nächster Tage schreiben werde, um ihr mitzutheilen, was mein Schwager mir so eben in Betreff einer vorzüglichen Stelle sagt, die in Lissabon vakant ist und über die er verfügen kann; sobald Herr Darte hier ankommt, muß er sich in meinem Namen an Herrn Moritz Embden, Große Theaterstraße, wenden. — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage dich, wie ich es wünsche, beweise mir, daß du alles Dessen würdig bist, was ich für dich empfinde.

Dein Mann
Henri Heiné.

17.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteste!

Ich war bereit, heute Abend abzureisen; aber es ist ein abscheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geschrei. Ich füge mich also darin, noch einige Tage länger zu bleiben und das nächste Dampfschiff abzuwarten. Mir bleiben nur ein paar Minuten,

um diesen Brief zu expedieren, da ich meinen Onkel Henry erst um sehs Uhr sprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweisung auf 100 Franks zu erhalten, welche ich dir einliegend sende. Ich schicke dir dies Geld, obschon ich nicht gut bei Kasse bin und dich noch nicht auf dem Trockenen glaube; aber ich fürchte immer bei dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte dich also, Nichts davon auszugeben, es sei denn für nothwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm! — Nicht wahr, es ist dir Recht, daß ich mich nicht den Nordseestürmen aussetze? — Du erhältst diesen Brief durch das Dampfschiff; ich werde dir noch vor meiner Abreise schreiben.

Von Herzen dein

Henri Heine.

Die Anweisung, welche ich dir sende, ist zahlbar bei den Foulds, wie die früheren.

Anmerkungen.

S. 5, 10, 11, 12 und 14. — Die unter Nr. 3, 7, 8, 9 und 11 mitgetheilten „Lieder“ sind, mit der Chiffre **** c unterzeichnet, in der von J. B. Rousseau zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina“, Nr. 89 und 90, vom 23. und 25. Juli 1824, abgedruckt.

S. 6. — Das Lied Nr. 4 ist der „Aurora; Taschenbuch für 1823“, S. 166 und 167, entnommen.

S. 8, 9 und 13. — Das Originalmanuskript der Lieder Nr. 5, 6 und 10 wurde von Heine seinem Universitätsfreunde Christian Sethe geschenkt, und ist jetzt im Besitz seines Sohnes, des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin.

S. 15. — Das Original des Stammbuch-Sonettes an J. B. Rousseau, welches die Unterschrift „Bonn, den 15. September 1820“ trägt, befindet sich in der Radowitz'schen Autographensammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

S. 16. — Das Sonett „Dresdener Poesie“ ist nur von Friedr. Steinmann in seinem Buche „H. Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebnisse &c.“, S. 168, mitgetheilt. Obschon die Echtheit bisher durch kein anderes Zeugnis verbürgt ward, scheint es doch aus inneren Gründen keinem Zweifel zu unterliegen, daß Heine wirklich der Verfasser ist.

S. 17. — Das Gedicht „Berlin“ wurde in der oben erwähnten Zeitschrift „Agrippina“, Nr. 97, vom 11. August 1824, abgedruckt, und war mit folgender Bemerkung begleitet:

„Dieses Volkslied, welches, wie die Prügelerwähnung andeutet, aus früheren Zeiten herstammt, ist im Hannövrischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden. H. Heine.“ — Da auch das von Heine verfasste „Klagelied eines altdeutschen Jünglings“ in derselben Zeitschrift (Nr. 93, vom 1. August 1824) mit der Bemerkung, daß es „ein noch nirgends abgedrucktes Volkslied“ sei, veröffentlicht worden war, lässt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß auch obiges Soldatenlied von ihm selber gedichtet ist. Der Abdruck desselben hatte die sofortige Unterdrückung der „Agrippina“ zur Folge. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von Adolf Strodtmann, Bd. I, S. 326.

S. 19. — Das Originalmanuskript des Gedichtes „Erinnerung“ trägt die offenbar fingierte Bezeichnung: „Übersetzt aus dem Englischen. Sentimental Magazine, Vol. XXXV.“

S. 23. — Die Rhapsodie „Ramsgate“ ist im Originalmanuskripte als Nr. 2 dem Liede „O des liebenswürd'gen Dichters“ angehängt, das mit der Überschrift „Ramsgate, 1828“ im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1829“ abgedruckt wurde. Vgl. H. Heine's sämmtl. Werke, Bd. XVI. S. 264 [S. 233 der Volksausgabe].

S. 24 ff. — Den Gedichten „Zum Polterabend“ gingen im Originalmanuskripte das auf S. 3 dieses Bandes mitgetheilte Lied „Wenn junge Herzen brechen“ und die im Cyklus „Klarisse“ in den „Neuen Gedichten“ abgedruckten Lieder „Meinen schönsten Liebesantrag“ und „Wälderfreie Nachtigallen“ (Heine's Werke, Bd. XVI, S. 214 und 218 [S. 190 und 193 der Volksausgabe]) vorauf. Das ebenfalls dort bereits mitgetheilte Schlußgedicht „Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk“ musste, wegen seines integrierenden Zusammenhangs mit dem vorhergehenden Liede, hier ausnahmsweise wieder abgedruckt werden.

S. 29. — Über die Entstehung des Gedichtes „An die Tochter der Geliebten“ vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 101 u. 102. Der Hergang selbst ist dort buchstäblich richtig erzählt; nur datiert derselbe, wie die Unterschrift „Hamburg, den 5. September 1844“ beweist, aus viel späterer Zeit. Wir glauben jedoch, daß dies Gedicht nach Ton und Inhalt eine geeignetere Stelle am Schlusse der ersten Abtheilung findet, als unter den satirischen Gedichten der vierziger Jahre. Obgleich dasselbe bisher im ganzen Familienkreise des Dichters für eine Improvisation gehalten ward, hat sich diese Ansicht doch als irrthümlich erwiesen, seit im Nachlasse H. Heine's das vielfach überarbeitete und geänderte Originalbrouillon aufgefunden ward.

S. 39. — Das Fragment „Besel'gend ist es, wenn die Knospe“ scheint eine ausgeschiedene Strophe des in dem Cyklus „Yolante und Marie“ in den „Neuen Gedichten“ (Heine's Werke, Bd. XVI, S. 223 [S. 196 der Volksausgabe]) abgedruckten Liedes „In welche soll ich mich verlieben“ zu sein.

S. 59. — Das erste der hier mitgetheilten „Atta Troll“-Fragmente ist die älteste Fassung des Kaput III, welches ursprünglich den Schluß des vorhergehenden Kapitels bildete. Vgl. Heine's Werke, Bd. XVII, S. 18.

S. 65 ff. — Die hier mitgetheilten Sonette, welchen noch ein fünftes beilag, dessen allzu obscöner Inhalt den Abdruck an diesem Orte zu verbieten schien, und die nachfolgenden „Herakles Musagetes“ und „Die Lernäische Hyder“ haben sich unter den Nachlaßpapieren Heine's vorgefunden, jedoch ausnahmsweise weder in seiner eigenen, noch in der Handschrift eines seiner gewöhnlichen Sekretäre. Für die Echtheit spricht jedoch der Umstand, daß jedes dieser Sonette unverkennbar den Stempel der Heine'schen Muse trägt.

S. 77 ff. — Nach der breiten Anlage des Prologs zu schließen, scheint Heine Anfangs den Plan gehegt zu haben, das Gedicht „Bimini“ in etwas detaillierterer Weise auszuführen. Nachdem er dasselbe mit dem kurzen Endkapitel abgeschlossen, mag er dies Mißverhältnis des überlangen Prologs störend empfunden und an eine Kürzung des Eingangs gedacht haben. Wenigstens findet sich aus späterer Zeit folgender Anfang, welcher die ersten 29 Strophen vollständig getilgt hätte:

Männer wie Columbus, Cortez,
Und Pizarro und Bilbao,
Habt ihr in der Schul' auswendig
Schon gelernt; ihr kennt sie gut.

Wenig oder gar nicht kennt ihr
Ihren Zeit- und Zunftgenossen,
Jenen Wasserabenteurer,
Namens Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte 2c.

Eben so sind in einer fragmentarischen Abschrift von der Hand seines Sekretärs Richard Reinhardt die letzten 17 Strophen des Prologs durch folgenden abgekürzten Schluß ersetzt:

Muse, kleine Zauberin,
Mach mein Lied zu einem Schiffe,
Und mit aufgespannten Segeln
Fahren wir nach Bimini!

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Kleiner Vogel, Kolibri!
Kleines Fischlein, Bridibi!
Fliegt und schwimmt voran und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!

S. 143. — Der skabröse Schluß des Gedichtes „Zur Teleologie" konnte hier aus Schicklichkeitsgründen nicht mitgetheilt werden. Aus derselben Ursache habe ich ein ähnliches, die Grenze des Wohlanstandes allzu muthwillig überschreitendes Gedicht: „Citronia", bis auf die in der Vorrede citierten Schlußverse, ebenfalls unterdrückt.

S. 146. — Zum Verständnis der prosaischen Schlußzeile des „Päan" überschriebenen Fragmentes sei erwähnt, daß Heine der festen Meinung war, sein „Faust"-Ballett, welches er durch Vermittelung Heinrich Laube's im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin angeboten, sei dort 1854 von dem Ballettmeister Taglioni unter dem Namen „Satanella" in Scene gesetzt worden. In den Briefen an seinen Verleger Julius Campe und an Michael Schloß in Köln beschwerte er sich bitter darüber, daß Meyerbeer, als Generaldirektor der königlichen Oper zu Berlin, sich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftstellers nicht eifrigst angenommen und ihm nicht die Tantième, auf welche er als der eigentliche Autor des Librettos Anspruch erhob, verschafft habe. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann. Bd. II, S. 559.

S. 147—150. — Die Spottgedichte „Der Wanzerich" beziehen sich auf den Wiener Komponisten Jos. Dessauer, welcher sich, nach Heine's — wie uns versichert wird, irrthümlicher — Behauptung, der Gunstbezeugungen einer gefeierten französischen Schriftstellerin gerühmt haben sollte. Über die Uhr Schlesinger's und sonstige Anspielungen vgl. Heine's Werke, Band XI, S. 387—392.

S. 151. — Von dem Gedicht „Die Menge thut es“ fand sich im Nachlasse des Dichters nur eine ziemlich fehlerhafte Abschrift von der Hand desselben Kopisten vor, welcher nach dem Tode Heine's im Auftrage der Wittwe einen Theil der vorhandenen Manuskripte ins Reine schrieb. Da das Original verloren gegangen, habe ich mir wenigstens solche Berichtigungen erlaubt, welche durch Einschiebung eines ausgelassenen oder Korrektur eines offenbar falsch gelesenen Wortes den hie und da zerstörten Sinn wieder herstellten.

S. 171. — Das im Cyklus „Zum Lazarus“ unter Nr. 8 mitgetheilte Lied führt im Originalbrouillon die Überschrift „Celimene“.

S. 175. — Im Nachlasse Heine's befindet sich, außer dem hier unter Nr. 12 abgedruckten, ein zweites Gedicht an die „Mouche“, das einen noch frivoleren Charakter trägt.

S. 178 und 179. — Das Originalmanuskript des hier unter Nr. 15 mitgetheilten Liedes trägt die Überschrift „Orpheisch“. — Zur Erklärung dieses, wie des vorhergehenden und des nachfolgenden Gedichtes vgl. das Kapitel über den Erbschaftsstreit in H. Heine's Leben ꝛc., von A. Strodtmann, Bd. II, S. 497—518.

S. 182. — Einzelne Verse und Gedanken des Schlußgedichtes „Der Scheidende“ sind von Heine später anderweitig benutzt worden. Vgl. die Gedichte „Sie erlischt“ und „Epilog“ in H. Heine's Werken, Bd. XVIII, S. 182 und 351 [S. 164 und 324 der Volksausgabe].

S. 221 ff. — Im Gegensatze zu dieser abfälligen Kritik der älteren Dichtungen Freiligrath's vgl. man übrigens Heine's spätere anerkennende Äußerungen über diesen Dichter in der Vorrede zum „Atta Troll“ und, mehr noch, in dem kurz vor seinem Tode geschriebenen Vorworte zur letzten französischen Ausgabe seines Buches „Über Deutschland“ (Heine's

Werke, Bd. V, S. 10), wo Freiligrath „ein Talent ersten Ranges und ein kräftiger Koloritmaler" genannt und ihm „eine große Originalität" nachgerühmt wird.

S. 271. — Der kleine Aufsatz über Albert Methfessel ward bisher nur im Berliner „Gesellschafter" vom 3. November 1823 abgedruckt.

S. 273 ff. — Die Nachträge zu den „Reisebildern" sind dem Originalbrouillon der italiänischen Reise entnommen, von welchem sich der größte Theil in Händen der Frau Professor A. Benary zu Berlin befindet, während andere, dort fehlende Blätter dem literarischen Nachlasse H. Heine's beilagen. Bei der sehr hastigen Ausarbeitung des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder" — die einzelnen Manuskriptbogen wanderten oftmals, kaum trocken, in die Druckerei — wurde Manches, zu dessen Ausführung die Zeit fehlte, ganz übergangen, Anderes stark gekürzt und verändert, — nicht immer zum Vortheil der künstlerischen Wirkung. Das spukhafte Hineinragen der Erinnerung an die todte Maria in der „Reise von München nach Genua" gewinnt, unseres Bedünkens, sehr an Verständlichkeit durch das hier (auf S. 273 ff.) mitgetheilte Kapitel, welches später fast bis zur Undeutlichkeit verkürzt wurde. Eben so wird in den „Bädern von Lucca" das Interesse an der Gestalt Mathildens wesentlich erhöht durch die kurze Anspielung auf ihre unglückliche eheliche Vergangenheit (auf S. 285 des vorliegenden Bandes). Für die Fortsetzung der „Bäder von Lucca" scheint es, wie aus dem auf S. 296 ff. mitgetheilten Kapitel hervor geht, ursprünglich Heine's Absicht gewesen zu sein, das spätere Zusammentreffen mit Lätizia und Franceska nicht in der Stadt Lucca, sondern in Florenz stattfinden zu lassen.

S 306. — Der Aufsatz „Verschiedenartige Geschichtsauffassung" stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre.

S. 311. — Der Nachtrag zu den „Göttern im Exil“ ist, nach der Handschrift zu urtheilen, schon 1846 oder 1847 geschrieben und vom Verfasser bei Veröffentlichung jener Arbeit im Jahre 1853 wahrscheinlich nur deßhalb zurückgelegt worden, um der beabsichtigten, in den Schlußworten annoncierten Fortsetzung eingefügt zu werden.

S. 316. — Nach seinem Besuche Hamburg's im Herbst 1843 gedachte Heine eine Reihe polemischer Briefe über Deutschland zu schreiben, in welchen er die veränderten literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände in der Heimat besprechen, und welche er gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache veröffentlichen wollte (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. XXI, S. 4, 19 und 20). Es scheint jedoch nur das vorstehend mitgetheilte Fragment des ersten Briefes geschrieben worden zu sein, welches Heine später theilweise für die „Geständnisse“ (Bd. XIV, S. 226 ff.) benutzte. Die Eingangsworte beziehen sich auf einen Artikel von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) über Bettina von Arnim in der Revue des deux Mondes vom 15. April 1844, wo die betreffende Stelle auf S. 296 und 297 zu finden ist.

S. 329. — Der Aufsatz über die Februarrevolution war der letzte Korrespondenzartikel, welchen Heine für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ schrieb.

S. 333. — Das Fragment „Waterloo“, welches von Heine selbst aus den „Geständnissen“ ausgeschieden ward, sollte nach der Absicht des Verfassers als besonderer Aufsatz dem ersten Bande seiner „Vermischten Schriften“ angereiht werden. Auf dringlichen Wunsch seines Freundes und Verlegers Julius Campe, welcher von der Veröffentlichung dieses Aufsatzes eine bedenkliche Erschütterung der Popularität Heine's bei dem deutschen Publikum befürchtete, zog der Verfasser denselben einst-

weilen zurück. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 610.

S. 349. — Die Lebensskizze des am 7. November 1854 zu Paris verstorbenen Schriftstellers Loeve-Veimars ist einer Vorrede entnommen, welche Heine im Winter 1855—56 als Einleitung zu einer französischen Übersetzung des „Neuen Frühlings", der „Heimkehr"-Lieder und eines dritten, nicht namhaft gemachten Gedichtecyklus (oder vielleicht auch des „William Ratcliff") schrieb, welche zu einem zweiten Bande seiner „Poëmes et Légendes" vereinigt werden sollten. Von dieser unvollendeten, vielleicht letzten Arbeit des Dichters ist leider die zweite Manuskriptseite verloren gegangen; der noch erhaltene Anfang lautet, wie folgt:

„Der „Neue Frühling" und die vorstehenden zwei Pièceu sollten eine Trilogie bilden, wovon ich nur den ersten Theil unter dem erwähnten Titel in der Revue des deux Mondes mitzutheilen gedachte. Ich glaubte, daß es unmöglich sei, diese Gedichte nur einigermaßen genießbar ins Französische zu übersetzen, und ich wollte vielleicht auch das Publikum nicht mit einer allzu großen Dosis von Rosen-, Mondschein- und Nachtigallen-Frikassée überfüttern. Die Übersetzung des „Neuen Frühlings" hatte jedoch einen bessern Erfolg, als ich erwartete, und ich kann nicht umhin, über die besonderen Umstände, welche mich hier begünstigten, dem theilnehmenden Leser einige Andeutungen mitzutheilen. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mit meinem Freunde Taillandier, der so vortrefflich das Buch „Lazarus" übersetzt, über die größeren Schwierigkeiten gesprochen, welche eine Übertragung des „Neuen Frühlings" böte, und dieser Freund äußerte, daß er dennoch einen Versuch machen wolle. Späterhin dachte ich, daß dieses Projekt wohl in Vergessenheit gerathen sein möchte, ich unternahm selbst die

Arbeit, und ich hatte eben die Übersetzung des „Neuen Frühlings" vollendet, als mein Freund Taillandier. . . . .
. . . . "

S. 358. — Das bisher ungedruckte Vorwort zur letzten französischen Ausgabe der „Reisebilder", welche 1856, wenige Monate nach dem Tode des Dichters, erschien, datiert aus derselben Zeit wie der vorhergehende Aufsatz.

S. 361. — Auch die Eingangsworte zur französischen Übersetzung eines lappländischen Gedichts scheinen aus dem Ende des Jahres 1855 zu stammen. Es war bisher nicht zu ermitteln, auf welchen Verfasser und welche Dichtung Desselben sie sich beziehen.

S. 365. — Zur Zeit, als die Briefe Heine's an seine Frau geschrieben wurden, befand sich Mathilde in der Pension der Madame Darte, Chaillôt No. 101, zu Paris; das erste Mal (1843) in Gesellschaft ihrer Freundin Aurecia, das zweite Mal (1844) gemeinschaftlich mit dieser und mit ihrer nachmaligen treuen Gesellschafterin Mademoiselle Pauline, welche von Heine in gutmüthigem Scherze bald als süße Melone mit ihrer Sentimentalität gefoppt, bald wieder mit ihrem hübschen Beine geneckt wird. Über Mademoiselle Jenny vgl. Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 14 und 195. — Während die Briefe an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Übersetzungen seiner Arbeiten drucken ließ — sämmtlich mit „Henri Heiné" unterzeichnet sind, ist auf den Kouvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der französische Accent aigu seinem Namen beigefügt. — Der letzte Brief trägt irrthümlich das Datum des 4. September, ist aber, wie auch der Poststempel des Kouverts beweist, vom 4. Oktober zu datieren.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

